

UNGARN

V. JAHRGANG, 1944

MAIHEFT

BÉLA PUKÁNSZKY :
DAS UNGARISCHE EUROPABILD
ZWISCHEN ZWEI WELTKRIEGEN

EUGEN HORVÁTH :
DAS INTERNATIONALE STATUT
SIEBENBÜRGENS

EUGEN SZENTIMREI :
KALOTASZEG

STEFAN SÖTÉR :
SZEGED, DIE STADT MIT DEM
JANUSGESICHT

SIGMUND MÓRICZ :
ZSUZSÁNNA IN KLAGENFURT
(ERZÄHLUNG)

JOSEF NYIRŐ :
EIN ECHTER SZEKLER (ERZÄHLUNG)

*

GEDICHTE VON
J. ARANY, D. BERZSENYI, F. KÖLCSEY UND A. PETŐFI

*

BÜCHERSCHAU

VERLAG DANUBIA
BUDAPEST * LEIPZIG * MILANO

UNGARN

MONATSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Hauptschriftleiter : Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Verwaltung : Budapest, V., Arany János-utca 1. Fernruf: 122-261

Mitteilungen und Beiträge sind an die Schriftleitung zu richten

Sprechstunden: Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13

Preis des Jahrganges : P 16. Einzelheft: P 1.50

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025

Verlag : DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung : F. VOLCKMAR, Leipzig, Hospitalstraße 10.

Die Zeitschrift kann in Deutschland, Belgien, Dänemark, Finnland,
Holland, Italien, Rumänien, Schweiz und Vatikanstadt in jedem
Postamt bestellt, bezahlt und durch jedes Postamt direkt
bezogen werden

Die Zahlung des Abonnements kann auch durch die Dresdner Bank,
Berlin, Ausl. Ink. Konto Nr. 784—212/67. erfolgen.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT :

ANDREAS von TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.,
kön. ung. Geheimer Rat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses

MITPRÄSIDENTEN :

KOLOMAN von SZILY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär a. D.

STEFAN von FÁY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär

BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimer Rat, Obergespan a. D.

ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär a. D.

JOSEF STOLPA, Staatssekretär

GYULA von DARÁNYI, Universitätsprofessor

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*, kön. ung. Oberregierungsrat

GENERALSEKRETÄR :

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*, kön. ung. Oberregierungsrat

RECHTSANWALT :

LUDWIG von HUSZOVSKY, Staatssekretär

KLUBDIREKTOR :

KOLOMAN von KONKOLY THEGE, Reichstagsabgeordneter

SCHATZMEISTER :

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

DAS UNGARISCHE EUROPABILD ZWISCHEN ZWEI WELTKRIEGEN*

VON BÉLA PUKÁNSZKY

Suchen wir nach den wesentlichen Kennzeichen des Europabildes, wie es in dem Ungartum zwischen den zwei Weltkriegen lebte, so müssen wir von einer Wende ausgehen, die wenigstens die ältere Generation noch miterlebte. Diese Wende ergab sich durch die erschütternde geistige Krise am Ende des ersten Weltkrieges, die fast in jedem Volk das Bedürfnis wachrief, seine eigene Sendung festzulegen und zugleich seine Stellung zur europäischen Gemeinschaft zu klären. Somit wäre die Entstehung dieses ungarischen Europabildes eine Teilerscheinung der nach dem Weltkrieg notwendig gewordenen gemeineuropäischen geistigen Neuordnung. Bekanntlich weissagte nicht nur Oswald Spengler den »Untergang des Abendlandes«; auch bei anderen Völkern und in anderen Ländern hatte Europa seine pessimistischen Propheten.

Allein, je ehrlicher wir in diesem Europabild die eigenartigen ungarischen Züge festhalten, je mehr wir dessen Entstehung aus der Eigenständigkeit des ungarischen Geisteslebens erklären wollen, umso lebhafter werden wir das Abgründige und Fragwürdige in der Stellung des Ungartums zu Europa empfinden. Diese Stellung ist eben durch die brennendsten Fragen und schmerzvollsten Spannungen des ungarischen Geisteslebens auch von heute bedingt: bürgerliche und völkische Dichtung, Persönlichkeits- und Gemeinschaftsdichtung — solche und ähnliche Schlagworte knüpfen sich an sie, kurz alles, was die besten Kräfte des ungarischen Schrifttums auch von heute zusammenfaßt oder einander in leidenschaftlichem Kampf gegenüberstellt. Nimmt man all dies in Betracht, so ist es äußerst schwierig, die verschiedenen Formen der neueren ungarischen Europaschau kurz zu zeichnen, noch schwieriger, dem unbefangenen Leser über die einzelnen Richtungen sachliche Auskunft zu erteilen.

Gewiß stand der ungarische Mensch, seitdem sein Volk ein eigenes Geistesleben hat, Europa bald voll Sehnsucht und Hingabe, bald voll Zweifel, ja auch Haß und Bitterkeit gegenüber. Es wäre ein leichtes und dankbares Unternehmen, aus der Geschichte des ungarischen Geisteslebens die Krisensymptome der Europaschau zusammenzustellen. Zu einer wirklichen Krise kam es indessen erst in der geistigen Revolution zu Ende des großen Krieges. Denn es kann nicht genug nachdrücklich betont werden, daß der ungarischen Europaschau der letzten anderthalb Jahrzehnte eine gefährliche Europakrise voranging: sämtliche Variationen des neueren ungarischen Europabildes tragen in der

* Aus einem Vortrag an der Sommeruniversität in Debrecen 1943.

Abgrenzung, in der Verteilung und Mischung der Farben unverkennbar die Symptome dieser Krise an sich. Sie blieb auch dem Ausland nicht unbekannt: bereits zu Beginn der dreißiger Jahre wandten sich einige ausländische Schriftsteller mit anerkennenswertem Verständnis dem Problem »Ungarn und Europa« zu, und zogen aus ihren Untersuchungen die Schlußfolgerung, das Ungartum möge dem »undankbaren« Europa den Rücken kehren, es verzichte darauf, ein farbloser Durchschnittseuropäer zu sein, und baue das ihm wesensgemäße Weltbild eingedenk seiner östlichen Herkunft und unter Heranziehung seiner östlichen Überlieferungen aus. Die ungarische Europakrise der Nachkriegsjahre war eben nicht nur eine natürliche Reaktion auf die fast krankhaft einseitige Anbetung des Westens zu Beginn des Jahrhunderts, nicht nur der Ausdruck der nur allzu berechtigten Erbitterung gegen das Abendland, das den opferwilligen Einsatz des Ungartums im Schutz der christlich-europäischen Kultur mit dem Gewaltdiktat von Trianon vergalt, sondern hatte auch innere, in der Wesensart des Ungartums wurzelnde Ursachen.

Man darf wohl sagen, daß die Europakrise des ungarischen Schrifttums der letzten anderthalb Jahrzehnte von dem Romanschriftsteller Desider Szabó ausging. Ja auch die gangbaren Antinomien von heute (Rasse — Nationalität, flächenhaft ungarisch — tief ungarisch, völkische Kultur — bürgerliche Kultur, östliches Ungartum — europäisches Ungartum) weisen im wesentlichen auf ihn zurück. Szabó wurde der anerkannte Führer des neuen geistigen Auszuges nach Osteuropa, der siegreiche Feldherr einer neuen Entscheidungsschlacht gegen das Abendland. Er war es, der einzelne Gedanken und Bilder Andreas Adys, des größten Lyrikers der neuen ungarischen Dichtung, die auf die östlichen Überlieferungen des Ungartums Bezug nahmen, zu einem ganzen Weltbild ausbaute, das stets schwankende, aber dennoch stets gewahrte Bündnis zwischen östlich-ungarischer Wesensart und antik-christlicher Kultur auflöste und das wahre Ungartum in einem neuen Bauernmythos zu finden glaubte, der die anderen Volksschichten mehr oder weniger ausschloß, das Bauerntum des ganzen Donaubeckens und des Balkans dagegen ohne weiteres aufnahm. Es genügt, auf die erschütternden, die ganze Problematik des Ungartums aufrollenden Weihnachtsgedanken in Szabós Roman, »Hilfe« hinzuweisen, um in ihm den Propheten zu erblicken, der die Entstehung des neueren ungarischen Europabildes am entscheidendsten bestimmte.

Desider Szabó folgte eine Reihe jüngerer Schriftsteller, die die heidnisch-östlichen Überlieferungen des Ungartums wiederzubeleben bemüht waren. Besonders fruchtbaren Nährboden fand die Lehre von dem östlichen Ungartum in Debrecen, dem geistigen Mittelpunkt des ungarischen Calvinismus. Die besten Köpfe dieser Stadt dachten daran, den Kampf gegen das unwürdige Europa aufzunehmen, nachdem man sich von hier aus auch Rom und den Habsburgern wenigstens teilweise mit Erfolg widersetzt hatte. So nahm Debrecen die sich gegen Europa auflehrenden, erbitterten Ungarn bereitwillig auf; es wurde der Mittelpunkt einer symbolischen geistigen Provinz, in der sich Überlieferungsbestände der ungarischen Unabhängigkeitsbestrebungen, des Kurutzengeistes,

mit Zügen des neuen, eigenständig gewordenen östlichen Ungartums vereinigen. Der manches verschüttende, doch gewiß auch reinigende und gesunde Sturm der »östlichen« Bewegung durchdrang bald das ganze ungarische Geistesleben. Selbst wer an dem Gedanken der europäischen Kulturgemeinschaft treu und unerschütterlich festhielt, war nun gezwungen, sein Verhalten und seine Betrachtungsweise einer neuen Prüfung zu unterziehen, die Bestände des herkömmlichen Europabildes gleichsam umzuordnen. Auf diese Weise bildeten sich die verschiedenen Formen der ungarischen Europaschau der letzten Jahre aus, die im folgenden nach den im Mittelpunkt der Betrachtung stehenden landschaftlichen oder volklichen Einheiten kurz gekennzeichnet werden sollen.

Im Mittelpunkt der ersten Betrachtungsform stehen die kleinen Völker Europas. »Über dreißig Millionen ist jedes Volk schädlich« — heißt es bei Gyula Illyés, einer führenden Persönlichkeit des ungarischen Schrifttums von heute. Offenbar dachte er bei diesem Satz, der gewiß leicht zu Mißdeutungen Anlaß gibt, daran, daß große Völker mehr und öfter zum Opfer gefährlicher Versuchungen werden, daß sie leichter ihrer Eitelkeit, ihrem Drang nach Ruhm und dem Rausch ihrer großen Vergangenheit erliegen. Diese Deutung gab den Worten von Illyés bei dem ersten Treffen der Schriftsteller Siebenbürgens und des engeren Ungarns auch der feinsinnige Essayist Ladislaus Cs. Szabó: »Ein kleines Volk zu sein« — schrieb dieser damals — »ist wohl der schönste und gefahrvollste Zustand, eine lebensgefährliche Tugend. Nur große Völker werden vom Satan auf den Berg geführt, um Weltsendung in ihr Ohr zu raunen. So nennt man die Weltmacht in der Sprache des Versuchers. Kleine Völker können niemals Auserwählte des Satans sein, da diese nicht die Kraft zur Erfüllung einer Weltsendung besitzen. Sie führen keine heiligen Kriege, aus denen sie Gunst verteilend oder mit Schmach hervorgehen, wie die großen Völker. Denn das große Volk setzt selbst im blutigsten Krieg bloß seine Eitelkeit ein. Die Sendung kann scheitern, die Rolle mag verloren gehen, das große Volk bleibt immerhin am Leben. Und nach einer Zeit beginnt die Sünde von neuem, wieder folgt es dem Satan auf den Berg«. Nach dieser Auffassung stehen somit kleine Völker williger im Dienste ihrer Sendung, schreiten sicherer auf dem Pfade der Sitte, bleiben getreuer Hüter des menschlichen Maßes und können dadurch auch großen Völkern ein Vorbild sein. Zudem geraten große Völker leichter in den Bann der mechanisch-äußerlichen Zivilisation, in dem sie das Menschliche ihres Daseins immer mehr einbüßen. Aufgabe der kleinen Völker sei es, durch Bewahrung des menschlichen Maßes der veräußerlichten Zivilisation stillen, aber erfolgreichen Widerstand zu leisten. Auch die dem Ungartum verwandten Völker seien kleine Völker, daher sollen zunächst zu diesen Beziehungen angeknüpft und gepflegt werden.

Die zweite Form der neueren ungarischen Europaschau wendet sich — den besonderen geistigen Überlieferungen des Ungartums Rechnung tragend — vor allem Latein-Europa zu. »Ich glaube an Latein-Europa« — lesen wir bei Ladislaus Cs. Szabó, dem abgeklärtesten und bewußtesten Vertreter dieser Betrachtungsform, der seiner Begeisterung für den lateinischen Geist Europas in dichterisch beschwingten Worten Ausdruck gibt. — »Ich selbst verlebte recht glückliche Jahre in diesem

geräumigen Kloster (d. h. Latein-Europa), um seinen Brunnen mit den Tauben und empfehle dasselbe allen meinen Landsleuten, die guten Willens sind. Latein-Europa fordert von uns keine Rechenschaft, es liebkost unser Gehirn mit Klarheit, unsere Augen mit Schönheit; Latein-Europa stößt uns nicht immer wieder vor die ewige ungarische Schicksalsfrage, ob wir allein zu bestehen und uns dem Osten oder Westen zuzuwenden haben«.

Den geschichtlichen Überlieferungen, zugleich aber auch der besonderen geographischen Lage des Ungartums Rechnung trägt die dritte Fassung der neueren ungarischen Europaschau, in deren Mittelpunkt Zentraleuropa oder Karpateneuropa steht. Die Künder dieser Betrachtungsform richten ihr Augenmerk vor allem auf die humanistischen Überlieferungen, die das Ungartum mit seinen Nachbarvölkern verbinden und wollen diese bewußter gestalten; zugleich aber betont man mit Nachdruck, daß dem Ungartum in der Pflege und Fortbildung dieser humanistischen Überlieferungen unter den Völkern des Donaubeckens die Führung zukommt. Ein durch humanistische Überlieferungen zusammengefaßtes Zentraleuropa unter ungarischer Führung — dies etwa ist das Wunschbild dieser Betrachtungsform. Wirksam und mit den edelsten geistigen Mitteln trat für ihre Geltung die leider nach einigen Jahrgängen eingegangene Zeitschrift »Apollo« ein, ein Unternehmen, das in dem ungarischen Geistesleben der dreißiger Jahre an ideeller Fruchtbarkeit kaum seinesgleichen hat.

Die vierte Betrachtungsform, die wir hier ins Auge zu fassen haben, könnte man eher als Eurasienschau bezeichnen. Ihre Vertreter wandten sich zunächst den dem Ungartum verwandten Völkern zu, indem sie die Notwendigkeit betonten, die Beziehungen zu diesen lebendiger und bewußter zu gestalten. Doch gerade der Erzähler Johann Kodolányi, der nach Ansätzen von Gyula Illyés die literarische Vertretung der verwandten Völker im ungarischen Geistesleben in wirksamer Weise übernahm, gab die Anregung auch dazu, an Stelle des bisher herrschenden ungarischen Europabildes ein wirklichkeitsnäheres, aufrichtigeres Eurasicbild zu setzen, das, ohne das Ungartum von seinen westlichen Überlieferungen loszureißen, für die weitere Entwicklung auch die östlichen Wurzeln der ungarischen Geistigkeit fruchtbar zu machen verspricht. So wenig diese Betrachtungsform das herkömmliche ungarische Europabild durch die Beziehungen zu den verwandten Völkern zu ersetzen vermochte, so stark wirkte sie auf die öffentliche Meinung, als Eurasien in ihren Mittelpunkt rückte. Dies ist leicht zu verstehen, da sie eine gesunde Überbrückung der ungarischen Europakrise versprach und die einigermaßen sachlich denkenden Schriftsteller — ob diese nun für das »östliche« Ungartum eintraten oder an dem Westen festhielten — in gleicher Weise befriedigen konnte.

Im Mittelpunkt der fünften Fassung des neueren ungarischen Europabildes steht ein osteuropäischer Bund, dessen Umrisse vor allem aus dem fesselnden und gedankenreichen Werk »Ungartum und Europa« von Ladislaus Németh, einem Führer der jungen Schriftstellergeneration, aber auch aus den Schriften von Géza Féja sowie aus den Werken von Attila József und Emmerich Kovács vor uns treten.

Ähnlich ist auch die sechste Fassung; wenigstens können wir in ihr der vorhergehenden Betrachtungsform gegenüber kaum einen anderen Unterschied als eine geringe landschaftliche und soziale Verschiebung erblicken. Im Mittelpunkt dieser Fassung steht ein Bauern- und Arbeiterbund der Donauvölker, dem wir zunächst in den Werken des Bauernschriftstellers Peter Veres und seiner Genossen begegnen, die den sozialen Gesichtspunkt gleich ihm besonders nachdrücklich betonen.

Vor allem haben wir uns mit den zwei letzten Betrachtungsformen auseinanderzusetzen. Denn prüft man die anderen Fassungen des neueren ungarischen Europabildes mit sachlicher Kritik, so ergibt sich, daß die ersten drei lediglich zeitgemäße Erneuerungen des herkömmlichen ungarischen Europabildes sind. Gewiß verteilen sich Farben und Akzente auf dem neuen Bild anders: bald fallen sie auf die kleinen Völker, bald auf die Lateiner oder auf die durch den Humanismus zusammengefaßten Völker des Donaubeckens; indessen blieben die Einzelheiten des alten Bildes — wenn auch in den Schatten gerückt — bestehen. Die vierte Fassung aber stellt, — wie wir bereits angedeutet haben — nichts anderes dar, als eine gesunde Synthese, einen aus dem Kampf der Anschauungen hervorgegangenen, für die Vertreter aller Betrachtungsformen tragbaren »modus vivendi«, der den westlichen und östlichen Überlieferungen des Ungartums in gleichem Maße Rechnung trägt. Um einen offenen Bruch mit der bisherigen Überlieferung kann es sich hier somit ebenso wenig handeln, wie bei den drei ersten Fassungen. Daher sollen sie hier nicht eingehender behandelt werden, wie wir auch die bloß in der Formulierung neueren Formen der ungarischen Europabetrachtung — so anerkennenswert diese auch sein mögen — außer Acht lassen. Eine neue Anschauung, einen offenen Bruch mit der bisherigen Überlieferung bringen nur die beiden letzten Fassungen, in deren Mittelpunkt ein neues Osteuropa oder ein Bauern- und Arbeiterbund der Donauvölker steht. Diese Betrachtungsformen tragen unverkennbar die Symptome der Europakrise an sich, ja sie sind — wenigstens was den größten Teil ihrer literarischen Kundgebungen betrifft — im wesentlichen verkappt oder unverhüllt hervortretende Versonderungen der europafeindlichen ungarischen Bewegung.

Vor allem muß nachdrücklich betont werden, daß diese westenfeindliche Haltung volle sittliche Berechtigung hat und über ein glänzendes, die wunden Stellen mit tödlicher Sicherheit treffendes Rüstzeug verfügt. Wir denken hiebei nicht nur an die bereits erwähnte, auf die Anbetung des Westens notwendigerweise eingetretene Reaktion oder an die unter der Schirmherrschaft des gebildeten Westens vollzogene grausame Verstümmelung des ungarischen Staats- und Volkskörpers. Der Verfall Europas ist nicht zu leugnen, dem Ungartum aber brachte es auch nach der beispiellosen Gewalttat kaum Verständnis entgegen. Man denke nur an die Weltwirtschaftskrise des Jahres 1931 und deren schmerzvolle Folgen für die breitesten ungarischen Volksschichten. Immer wieder trat Europa in die Schranken, so oft sich zunächst durch den mannhaften Einsatz der ungarischen Schriftsteller Gelegenheit dazu bot, unsere brennendsten Fragen zu lösen, den Bodenbesitz zu regeln und die ungarische Rasse zu kräftigen. Ist es ein Wunder, daß die ungarischen Schrift-

steller, die Europa gegenüber wehrlos waren, sich zunächst gegen dessen Kultur wandten?

Ferner unterliegt es keinem Zweifel, daß die Schriftsteller, die sich vom Westen abkehrten und dem Osten zuwandten, dem ungarischen Geistesleben durch die Art ihrer Betrachtung unschätzbare Anregungen gaben. Nicht nur bisher verborgene Quellen des ertümlichen Überlieferungsschatzes wurden erschlossen, das bereits vorhandene Bildungsgut wurde nicht nur in neue Sicht gestellt, sondern das zum Vergleich herangezogene neue Betrachtungsmaterial ergab auch den richtigen Maßstab zur sachlichen Bewertung der ungarischen Geistigkeit.

Anderseits ist freilich nicht zu leugnen, daß die Kündler des »östlichen« Ungartums gerade mit der Erstarkung und Ausbreitung ihrer Bewegung immer mehr demselben Fehler erliegen, den auch die Anbeter des Westens zu Beginn des Jahrhunderts nicht zu vermeiden vermochten; ihre Anschauung erstarrt zum Dogma, büßt allmählich die Lebensnähe ein und verwandelt sich immer mehr zu einem zersetzenden, auflösenden Mechanismus anstatt als zusammenfassende, einigende Kraft zu wirken. Nicht unbedenklich erscheint uns vor allem die soziale Einseitigkeit der osteuropäischen Betrachtungsform. Solange sich Europa nicht zu einem riesigen Bauernstaat verwandelt, hat auch das Ungartum stets in voller geschichtlicher und wissenschaftlicher Rüstung vor die Welt zu treten. Graf Stefan Széchenyi, einer der größten politischen Denker des neuzeitlichen Ungarns, gab wiederholt der bangen Besorgnis Ausdruck, sein Volk könnte zu den Indianern, zu einer exotischen Sehenswürdigkeit Europas werden. Solange das ungarische Volk im Ausland nicht bloß als Bauerntum von Bauern betrachtet wird, wird auch die Besorgnis Széchenyis stets Berechtigung haben. Zudem birgt der Bauernmythos, der nur allzu leicht ins metaphysische Chaos mündet, als Weltanschauung Gefahren, die besonders angesichts der gegenwärtigen Weltlage kaum genug ernst genommen werden können. Die von Osten her drohende weltanschauliche Gefahr wird gewiß selbst den ruhigsten Betrachter erschüttern. Schließlich darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die europafremden ungarischen Schriftsteller wider Willen auch selbst oft in den Bann Europas oder doch des Abendlandes geraten. Bezeichnend ist, daß sich der Bauernschriftsteller Peter Veres mit Vorliebe auf John Steinbeck, den Epiker der besitzlosen Farmer beruft, und daß auch in den Schriften der Kündler des Bauernmythos immer wieder der Schatten nicht nur Tolstojs, sondern auch der »westlicher« Denker auftaucht, den sie selbst durch die leidenschaftlichste Bekämpfung nicht zu vertreiben vermögen. Auch die »östlichen« Ungarn erkennen eben instinktiv die Notwendigkeit eines vollgültigen europäischen Richtmaßes, auch sie gelangen immer wieder zur Einsicht, daß das Ungartum sich selbst von einem morschen und innerlich faulen Europa nicht lossagen kann.

Die Vergangenheit des Ungartums enthält zahlreiche Zeugnisse dafür, daß der gebildete Ungar immer dann die stärkste geistige Widerstandsfähigkeit bekundete, wenn er zuerst offenen Sinnes westliche Bildung aufnahm und sich erst dann dem Osten zuwandte. Wer dem Westen von vornherein mißtrauisch gegenüberstand, war stets wehrloser, als der nach

jugendlichen Streifzügen im Westen heimkehrende reife Ungar. Auch darf man nicht vergessen, daß sich der Ungar in der europäischen Kultur-gemeinschaft immer nur mit Mühe zurecht fand, daß ihm aber die Ein-gliederung in diese schließlich doch stets zugute kam. Daher kann das Haus des ungarischen Geistes nur eine offene Halle sein, die aus allen Richtungen freier Luftzug durchweht. Nur auf diese Weise wird unga-rische Geistigkeit die ihr gebührende Stellung in der Weltkultur behaupten können. Allerdings soll die Halle nicht nur gegen Westen offen stehen. Wohin wir auch auswärts ziehen oder blicken mögen, immer werden wir daraus mehr Gewinn haben, als wenn wir uns schmol-land oder gar hochmütig verschließen. Selbst die kostbarsten Güter seiner Kultur vermögen das Ungartum nicht vor einer geistigen Verengung zu bewahren, wenn sein Blick einmal in einer Richtung erstarrt und wenn es nur mit seinesgleichen um den heimatlichen Herd hockt. Gegen ein unwürdiges und verdorbenes Europa bietet das mißmutige und ent-täuschte Ausscheiden aus seiner Gemeinschaft und die Besinnung auf das alte Heidentum keinen wirksamen Schutz. Nur zu einem tieferen Europa, das nach den schönen Worten der »Ode an Europa« von Gyula Illyés »gleich Zeus in hundert und aberhundert Gestalten neu erschien und doch eins und unwandelbar ist«, hat auch das Ungartum Zuflucht zu nehmen, wenn es sich auf seinem Boden behaupten will, sei es auch gegen das heutige Europa.

Gewiß wird die Stellung des Ungartums von heute zu Europa noch zu manchen Auseinandersetzungen Anlaß geben. Möglich, daß die hier dargelegten Gedanken nur dem subjektiven Wunsch entspringen, das Ungartum möge sich auch angesichts des verdorbenen Europas nicht von dessen erhabener und verpflichtender Vergangenheit lossagen. Un-streitbar ist dagegen, daß sich der Kampf um das ungarische Europabild jeder geistesfeindlichen Entgleisung zu enthalten hat. Es muß dies betont werden, da die Vertreter des »östlichen« Ungartums, die die Kultur Europas mit mehr oder weniger Berechtigung bekämpften, sich leider zugleich auch gegen ihre europäisch ausgerichteten Volksgenossen wandten. Die aus der Europakrise sich ergebenden Antinomien brachten nicht nur das Wertsystem des ungarischen Geisteslebens ins Schwanken, — be-zeichnend ist, daß dabei zunächst die literarhistorische Stellung der bei-den großen »Europäer«, Franz von Kazinczy und Franz von Kőlcsey fraglich wurde —, sondern gewährten auch verborgenen und allmählich heranreifenden sozialen, persönlichen Gegensätzen und Spannungen freien Lauf. Es war keineswegs erhebend und erbaulich, als die ganze Bitter-keit und Enttäuschung der »östlichen« ungarischen Bewegung selbst bei einem der durchgeistigsten Vertreter dieser, sich über den Dichter Michael Babits, als Anwalt des »europäischen« Ungartums ergoß. Der Kampf um das ungarische Europabild sei in der Tat ein geistiger Kampf, und nicht der Deckmantel für Gegensätze und Feindschaften, für eigen-willige Angriffe und Rückzüge von Einzelnen und Schriftstellergilden. Selbst angesichts des Aufstandes der Massen bewahre das Ungartum seine edel maßvolle Haltung. Die Frage, ob jemand bäuerlicher oder bürgerlicher Herkunft ist, der Dienst am Handwerklichen, die Achtung vor der Form und den künstlerischen Ausdrucksmitteln, dürfen zwi-

schen sachlich denkenden Ungarn nicht als Kluft gelten. Ohne handwerkliches Können und künstlerisches Streben sinkt eben jede Literatur — sei diese »völkisch« oder »urban«, »östlich« oder »westlich« — zu einer sogenannten »amtlichen« Literatur herab, die von allen Seiten in gleicher Weise verachtet wird.

Schließlich darf nicht vergessen werden, daß das Ungartum Anstürmen von außen stets nur in ungeteilter Einheit wirksam entgegenzutreten vermochte. In ungeteilter Einheit, nur auf das eigene Volkstum bedacht und ausschließlich mit ideellen Waffen ist daher auch der Kampf um das ungarische Europabild zu führen. Dies allein geziemt den Dignen am Geist, denen die Aufgabe zufällt, sich selbst ohne Aussicht auf Erfolg für den Menschen, die Freiheit der Seele einzusetzen.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

DAS INTERNATIONALE STATUT SIEBENBÜRGENS

VON EUGEN HORVÁTH

1.

Die Wechselwirkung zwischen Geschichte und Recht ist nicht neu, obwohl die Verbindung von Geschichtswissenschaft und internationalem Recht im Unterricht des internationalen Rechtes erst neuerdings gefordert wird. Wohl stimmt es, daß sich dies zunächst auf die fachgemäße Darstellung der Geschichte der neuesten Zeit und vor allem auf die diplomatischen Relationen dieser bezieht, doch fällt im Rahmen der großen politischen und besonders diplomatischen Fragen des 20. Jahrhunderts auch der Untersuchung der früheren Geschichte ein immer größerer Anteil zu. Ohne ihre Beleuchtung ist eine genaue und richtige Erkenntnis der europäischen Lage, die zeitweiligen Umstellungen und Veränderungen des europäischen Status nicht denkbar. So gehörte z. B. das Gebiet des ungarischen Staates tausend Jahre hindurch zusammen. Wenn die Bevölkerung dieses Gebietes tausend Jahre hindurch ihre Überlieferungen bewahrte, so wird seine Zusammengehörigkeit nicht mehr nur durch das natürliche Aufeinandergewiesensein bestätigt, sondern berechtigt auch zur Annahme, daß sie in gemeinsamen Überlieferungen und in der Vergangenheit wurzelt. Wenn nun auf diese Weise die geschichtliche Entwicklung die Grundlage zukünftiger Gestaltung bildet, so ist die Forschung berechtigt, den Faden dieser Gestaltung zurückzufolgen und neben den geschichtlichen Wandlungen im Status eines Gebietes in verschiedenen Zeiten, im früheren Laufe der Geschichte zu beobachten. An diesem Punkt treffen sich die Untersuchung der Geschichte und des Rechtes und fördern einander gegenseitig.

Der Status eines bestimmten Gebietes, in gewissen Zeiten festgelegt, erscheint als nicht immer notwendigerweise und auch nicht immer juristische, positive Rechtsschöpfung. Doch stets als ein Zustand, eine Lage und Verfassung, durch die seine Stellung innerhalb des Staates oder durch diesen in seinen internationalen Beziehungen bestimmt wird.

Dieser Gesichtspunkt führte uns dazu, die Lage Siebenbürgens in verschiedenen Zeitpunkten zu untersuchen. Wir wollen nicht nur seine geschichtliche Vergangenheit und Entwicklung betrachten, sondern für einen Augenblick auch seinen jeweiligen Status ins Auge fassen. Wir wollen untersuchen, welcher Art sein rechtlicher Status, sein Statut im Leben Ungarns war oder sein konnte, und wie dieses Statut im Ausland über Ungarn, zu seinem Vorteil oder Nachteil gesehen und gedeutet wurde.

2.

Die Feststellung, daß die in das Donaubecken eingewanderten Ungarn das an beiden Ufern der Theiß liegende flache Gebiet, die Große Ungarische Tiefebene, vom Norden nach dem Süden vordringend in Besitz nahmen und besiedelten, gehört weniger in den Bereich des internationalen Rechtes als in den der Geschichte.

Aus dieser Tatsache ergeben sich mehrfache Schlußfolgerungen.

Vor allem die, daß sich die Anzahl und die Stärke der ungarischen Siedlungen mit dem Druck von Norden gegen Süden steigerte; hieraus folgt wieder, daß die Bevölkerung des Südgebietes infolge des gegen Süden zunehmenden Drucks im Mittelalter aus ungarischen Siedlungen bestehen mußte. Dies folgte insbesondere auch aus der Tatsache, daß der weiteren Ausdehnung der ungarischen Siedlungen gegen Süden die byzantinische Grenze, die Grenze eines fremden Staates Halt gebot. Es gab hier ein Hindernis, das die nach dem Süden gerichtete Wanderung und Ansiedlungsbewegung zum Stehen brachte, da die Quellen keinen Hinweis darauf enthalten, daß sich die Ungarn auch auf dem byzantinischen Gebiet südlich vom Donaubecken angesiedelt hätten. Somit mußte eine Stauung entstehen, die ungarische und nicht andere Bestände betraf, da es sich um die Wanderung und Ansiedlung der Ungarn handelt. Auch hieraus ergibt sich daher die Tatsache, daß die Ansiedlung der Ungarn im südlichen Teil der Großen Ungarischen Tiefebene notwendigerweise stark war, daß das Südgebiet aus ungarischen Siedlungen bestehen mußte.

Aus der südlich gerichteten Wanderung folgt ferner, daß die Sicherheit der ungarischen Siedlungen in der Großen Tiefebene undenkbar gewesen wäre, wenn man diese entweder vom westlichen oder vom östlichen Berggebiet her hätte angreifen können. In östlicher Richtung lag eben nicht nur Siebenbürgen, sondern auch die Gefahr, die die Angriffe der Bulgaren und Petschenegen, später der Kumanen und Osmanen bedeutet hätten.

Somit ist jede Annahme, daß Siebenbürgen nicht gleichzeitig mit der Einwanderung und Ansiedlung, mit der Landnahme der Ungarn zu ungarischem Besitz geworden wäre, unhaltbar.

Siebenbürgen war von Anfang an ein natürlicher und untrennbarer Teil des ungarischen Staates, der sich nach der Landnahme im Donaubecken ausbildete. Ohne den Besitz Siebenbürgens wäre das restlose Zusammenleben und die geschichtliche Zusammengehörigkeit der Donauvölker unverständlich. Jeder Angriff gegen die Zusammengehörigkeit der Donaugebiete bedeutete zugleich auch einen Angriff gegen diese These. Und als Ungarn diese Zusammengehörigkeit verteidigte, schützte es nicht nur eine von Natur gegebene vorteilhafte geologische Lage, nicht bloß den Boden, sondern auch die Bevölkerung: mit der Bevölkerung der westlichen Landesteile verteidigte es auch die der östlichen. In dieser Verteidigung finden wir die durch geschichtliche Angaben belegten Beweise für die Zusammengehörigkeit des ganzen ungarischen Staatsgebietes, des geschichtlichen Ungarn: für die Zusammengehörigkeit der Gebiete der Hügellandschaft in Transdanubien und der östlichen Berge,

der Ebene zwischen beiden und der ganzen Berglandschaft, die die drei Gebiete vom Norden her schützt.

Denselben Beweis ergab übrigens auch die rumänische politische Auffassung, die dem tausendjährigen ungarischen Besitz einen zwei-tausendjährigen rumänischen gegenüberstellte. Sie hätte dies offenbar nicht getan, wenn sie ihrerseits die geschichtlichen Argumente und die Anwendung dieser nicht genügend gewertet hätte; hierauf weist wenigstens ihr Bestreben der langen Zeitdauer eines Besitzes die noch längere eines anderen gegenüberzustellen.

Bekanntlich nahm die Note des französischen Ministerpräsidenten Millerand im Namen der Alliierten Mächte vom 6. Mai 1920 an die ungarische Friedensdelegation gegen die Betonung des geschichtlichen Rechtes Stellung. Seine Erklärung verwarf die rumänischen Ansprüche, die er eigentlich verteidigen wollte, und die die Besitzergreifung vom Jahre 1918 durch Waffengewalt auf eine ungeklärte geschichtliche Theorie aufbaute, in schwerwiegenderer Form und in größerem Maße, als den ungarischen Standpunkt, der auf der tatsächlichen Kontinuität eines tausendjährigen Besitzes beruhte.

3.

Die Annahme, daß Siebenbürgen nicht von der Landnahme an zu Ungarn gehörte, ist auch darum unhaltbar, weil dann bestimmt werden müßte, welcher der Staat war, dessen Teil es bildete. Gegen Osten kennen wir eben nur einen einzigen Staat: das Oströmische Reich. Indessen ist die Annahme auch darum unhaltbar, weil der Staat Stefans des Heiligen, zu dem Siebenbürgen gehörte, von Osten her von einer lange erwarteten Katastrophe getroffen wurde. Die Wahrscheinlichkeit eines solchen Angriffs wäre geringer gewesen, wenn Siebenbürgen zum Osten und nicht zum Westen gehört hätte. Der Abstand zwischen Ungarn und seinen östlichen Nachbarn wäre geringer gewesen und eine größere Möglichkeit hätte sich geboten, daß das Ungartum in den ihm verwandten östlichen Völkern aufgehe. Daß dies nicht erfolgte oder nicht denkbar war, erklärt sich daraus, daß sich die Ungarn seit der Landnahme auch gegen Osten verteidigten, die neue Heimat auch gegenüber dem Osten behaupten wollten und sie mit Siebenbürgen in Verteidigungszustand setzten. Von keinerlei Quelle wird behauptet, daß Siebenbürgen außerhalb des Verteidigungssystems des ungarischen Staates gestanden wäre.

Die Zusammengehörigkeit Siebenbürgens mit den übrigen Teilen des ungarischen Staates trat besonders zu der Zeit hervor, als man zur Trennung Siebenbürgens von Ungarn scheinbare Argumente suchte oder fand. Es handelt sich um die Verfügung, durch die der Ungarnkönig Andreas die Ostteile des Landes um die Mitte des 11. Jahrhunderts seinem jüngeren Bruder Béla überließ. Die Tatsache dieser Schenkung wird von niemandem bezweifelt. Wir gehen über die Feststellung dieser Tatsache hinaus, indem wir hinzufügen, daß die Familie Bélas die auch Siebenbürgen umfassenden östlichen Landesteile ein halbes Jahrhundert hindurch als ihren Besitz betrachtete und besonders verwaltete. Ja,

Béla und seine Söhne, die Könige Géza und László haben auf die Sonderverwaltung dieses Gebietes als Eigenbesitz nicht verzichtet, solange die von ihnen als gesetzlich betrachteten Könige Andreas und sein Sohn, Salomon, am Leben waren. Erst nach dem Tode König Salomons betrachtete Ladislaus der Heilige seine Herrschaft in jeden Zweifel ausschließender Weise gesetzlich und vereinigte den Besitz der Familie mit den königlichen Gütern.

Indessen trug das als königliche Schenkung durch die Familie Bélas erworbene Gebiet als Besitz niemals den Namen Siebenbürgen, da es viel größer war, als das Gebiet, das wir unter dem Namen Siebenbürgen kennen. Daher kann auch nicht behauptet werden, daß die Familie Bélas Siebenbürgen als Sonderbesitz besaß, und daß daraus auf eine staatsrechtliche Sonderstellung Siebenbürgens geschlossen werden könnte. Dies wäre schon darum nicht möglich, weil der Besitz von rein privatrechtlichem Charakter war und im wesentlichen aus dem Genuß der Einkünfte der östlichen Landesteile bestand, die der König aus eigenem Entschluß seinem jüngeren Bruder überliess, und die dessen jüngerer Sohn, der letzte Sproß dieses Zweiges, als er den Thron bestieg, wieder mit den königlichen Besitzen vereinigte. Die Schenkung störte somit das bis dahin zwischen dem König und den freien Ungarn bestandene Verhältnis keineswegs, noch weniger konnte sie die staatsrechtliche Einheit des Königthums stören.

Vom Gesichtspunkt der östlichen Landesteile aus war dieser Besitz eher darum von Bedeutung, weil die Familie Bélas auf die Besitzungen mehr Sorgfalt anwandte als die von Andreas; sie hielt ihre Güter unter den Königen Andreas und Salomon nicht nur in Ordnung, sondern setzte sie auch in besseren Stand als die in den anderen Landesteilen, und vermehrte die von Natur aus dünnere Bevölkerungsschicht des Gebietes durch Ansiedlungen. Besonders bedeutsam und beachtenswert ist die Befestigung der östlichen Grenzlinie, die nicht nur die Grenze der Familienbesitze, sondern auch die des ungarischen Staates war und den gesteigerteren Schutz beider bedeutete. Man kann daher zur Zeit der Besitzteilung nicht von einer staatsrechtlichen Teilung Ungarns sprechen; vielmehr handelte es sich darum, daß die Befestigung der Ostgrenzen einen erhöhten Schutz der östlichen Landesteile und zugleich auch des ungarischen Staates bedeutete.

Die Gattin Bélas stammte aus einer Gegend, aus dem das von Elementarkatastrophen betroffene Volk um die Mitte des 11. Jahrhunderts die Wanderung antrat. Französische Wallonen nahmen den Weg aus dem fernen Lothringen zu den an der polnischen Grenze liegenden Besitze der Familie; unterwegs schlossen sich ihnen Franken aus Luxemburg, dann Sachsen aus Deutschland an. Aus Polen, der engeren Heimat der Gattin Bélas erfolgte dann die Einwanderung auf die Besitztümer der Familie in Ungarn. So bildeten in den östlichen Landesteilen die französischen Wallonen, die Franken aus Luxemburg und die sich ihnen in großer Anzahl angeschlossenen Sachsen, wie anzunehmen ist, nicht ohne die Leitung der Familie ihre Siedlungen. Hierauf weist nämlich der Umstand, daß die Linie der Siedlungen der aus Lothringen stammenden Wallonen, der aus Luxemburg stammenden Franken und der aus Deutsch-

land stammenden Sachsen die Zips, Beszterce und das südliche Grenzgebiet Siebenbürgens ergeben. Auf die Anwesenheit von Wallonen unter den Eingewanderten weist die lateinische Bezeichnung »Flandrenses«, auf die von Franken aus Luxemburg die sprachliche Ähnlichkeit und auf die große Anzahl der Sachsen der Umstand, daß der Name »Flandrenses« mit dem »Saxones« vertauscht wurde. Die Einwanderung erfolgte nicht gleichzeitig, sondern allmählich; sie ist vom Beginn des 11. bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts zu setzen.

Besonders bedeutsam von rechtlichem Standpunkt aus war der Umstand, daß die an der Grenzlinie angesiedelten Flandern und Sachsen ihre Güter an der Stelle der im Grenzschutz bereits abgenommenen ungarischen Siedlungen erhielten, wie dies in der Frage der Ansiedlung der Sachsen von der sächsischen Geschichtsschreibung nachgewiesen wurde.

Hier ergibt sich auf Grund der Privilegien ein Unterschied einerseits zwischen den ein Sonderleben führenden und sich unter der Bezeichnung »Nation« (*natio*) zusammenfassenden Sachsen und Szeklern, andererseits den Ungarn, die auf den inneren Gebieten auch weiterhin in Komitaten lebten. Das ungarische Komitat war eine Organisation, die auch bei den an Stelle der Grenzkomiteate angesiedelten Völkern nicht lange fehlen konnte. Bei diesen machte die äußere Gefahr eine ständige Bereitschaft und daher eine Abweichung von der bürgerlichen Verwaltung der inneren Landesteile notwendig. Dieselbe Sonderstellung hatten die Grenzgebiete im früheren fränkischen Reich; sie trat später in der Institution des Grenzschutzgebietes hervor. Dieselbe Organisation hatte sowohl das ungarische Banat in anderen Gebieten im Westen, als auch das spätere Woiwodentum im Osten. Wie im fränkischen Staat die »marca«, nach österreichischer Auffassung die Militärgrenze, keineswegs die Überlassung der Grenzgebiete an fremde Staaten, einen Verzicht auf gewisse Staatsteile dort zu Gunsten der Araber, hier zu der der Osmanen bedeutete, so haben auch hier weder die Selbstverwaltung der Sachsen und Szekler, noch die Institution des siebenbürgischen Woiwodentums eine staatsrechtliche Absonderung bedeutet.

Darauf wies auch die Tatsache, daß die Sachsen und Szekler im Besitz ihrer großer Privilegien ihre Treue, unmittelbar dem König unterstellt, stets bewahrten.

Einfacher zu erklären ist der Unterschied zwischen den als privilegierte »Nationen« zusammengefaßten siebenbürgischen Ständen — den Ungarn, Szekler und Sachsen — und den Rumänen, die keine ständische Organisation besaßen, durch den Umstand, daß die Rumänen nicht zur gleichen Zeit eingewandert, sondern einzeln oder in einzelnen Gruppen eingesickert sind, weshalb sie keine gemeinsamen Privilegien erhielten; auch kein Gebiet konnten sie erhalten, da zur Zeit ihrer Einwanderung bereits alle Gebiete ihren Besitzer hatten. Sie waren aus fremdem Lande, aus den Balkangebieten gekommene Flüchtlinge, die keine Privilegien und Gebiete beanspruchten, sondern Schutz und Arbeit suchten. Das Einsickern begann über den Sachsenboden; daraus ergab sich der Gegensatz zwischen Rumänen und Sachsen, da die Sachsen um den Besitz ihres Bodens vor den fremden Einwanderern besorgt waren. Als sich die Anzahl der Rumänen vermehrte, beanspruchten sie den Sachsenboden und

erklärten, daß das königliche Privileg, wodurch das fragliche Gebiet den Sachsen überlassen wurde, eine Fälschung sei.

Dieser Freibrief (Andreanum, 1226) wurde vom ungarischen König ausgestellt. Bei den Ungarn wurden die Einwanderer gesucht, da sie billige Arbeitskräfte waren, die nun eher nach den ungarischen Gebieten weiterwanderten, wo sie nicht nur Arbeit und Erwerb, sondern auch Heimat, Wohlstand und Bereicherung, in glücklichem Fall auch gesellschaftlichen und politischen Aufstieg fanden; ein ganzes Buch könnte über die Rumänen geschrieben werden, die in den ungarischen Adelsstand erhoben wurden.

Bei den Rumänen stehen uns keine Beweise zur Verfügung, die auf ihre Rückwanderung nach ihren Heimstätten auf dem Balkan hinweisen würden, umso mehr dafür, daß sie sich auf den Gebieten der ungarischen Komitate verbreitet, durch neue Einwanderer vermehrt und an einzelnen Stellen rasch die Mehrheit gegenüber der früheren Bevölkerung erreicht haben.

Ihre freie Ansiedlung und der Genuß des ungarischen Rechtes weist darauf, daß es sich von Anfang an um keine Verminderung ihrer Rechte handeln konnte. Vielmehr gelangten sie in den Besitz größerer Rechte, als sie bishin besaßen, indem sie in die Einheit und Allgemeinheit des ungarischen Rechtes eingegliedert wurden. Der Unterschied zwischen ihnen und den privilegierten Ständen Siebenbürgens, den »Nationen«, bestand darin, daß sich das Recht in ihrem Falle nicht auf ein Gebiet, sondern auf Personen bezog. Im Besitz größerer Rechte hatten sie einerseits keine Klagen, die sich aus dem Anderssein ihres völkischen Charakters ergaben, andererseits führte sie die freie Entfaltung ihrer volklichen Eigenart zur Annäherung vom griechischen Osten an den lateinischen Westen; diese ermöglichte ihnen durch die lateinischen Buchstaben und die lateinische Kirche die Erkenntnis ihrer lateinischen Herkunft, diese führte dann zur Angliederung ihrer Vergangenheit an die der Römer, zur Behauptung der dakorumänischen Kontinuität, deren geschichtliche Begründung unter rumänischer Aufsicht die Druckerei der ungarischen Universität veröffentlichte. Wenn die Rumänen aus dieser Theorie die Lehre von der Rechtskontinuität ableiteten, auf die sie später die Trennung von Ungarn stützten, so besteht kaum ein Zweifel darüber, daß in diesem Fall nur Ungarn die Partei sein konnte, die sich zu beklagen hatte, nicht aber Rumänien, das die Anerkennung seiner Eigenstaatlichkeit erst im Jahre 1878 mit der wirksamen Unterstützung des Ungarn Gyula Andrássy erwarb. Rumänien nahm diesen Namen erst im Jahre 1861 auf; es hatte weder zum alten Rom politische Beziehungen, noch zum mittelalterlichen lateinischen Kaisertum, das auf dem Balkan bestand und gleichfalls Rumänien hieß; in der Donaulandschaft wurden die Rumänen erst bekannt, seitdem sie vom Ende des 12. Jahrhunderts an vor den Balkanwirren flohen und Zuflucht suchten.

4.

Die Annahme, als ob sich zwischen dem Abzug der römischen Legionen aus der Provinz Dazien und der Bildung der Fürstentümer an der unteren Donau in der Geschichte der Ungarn oder Rumänen ein Vacuum

zeigen würde, aus dem geschichtliche und rechtliche Schlußfolgerungen gezogen werden könnten, beruht auf einem Irrtum.

Eine solche Vacuum-Theorie ändert nichts an der Tatsache, daß sich das rumänische Volk seit längerer Zeit im Zustand des Werdens befunden haben durfte; auch die Annahme wird dadurch nicht bestätigt, daß die ungarische Geschichte seit der Landnahme keine Kontinuität zeigt. Diese war eben auf dem Gebiete Siebenbürgens eine geschichtliche Tatsache und Wirklichkeit.

Diese Wirklichkeit wurde auch von den einwandernden Rumänen dadurch anerkannt, daß sie ihre neue Heimat nicht als Dazien, also unter ihrem römischen Namen kannten, sondern ihren ungarischen Namen annahmen, da die Namen *Erdély Ardeal* und *Transylvania* gleichbedeutend sind. Die Anerkennung dieser Tatsache bedeutet auch die Übernahme der Wörter, durch die sie auf dem Balkangebiet unbekannt oder nur für die ungarische Staatsordnung bezeichnende Begriffe kennen lernten, wie *határ* (Grenze) — *hotar, vám* (Zoll, Maut) — *vama* und *város* (Stadt) — *oraş*. Die Flüchtlinge wußten nicht, daß sie die Grenze des römischen Dazien erreicht haben; wichtig war für sie nur, was auch in ihrer Erinnerung blieb, daß es dort eine Grenze mit Zollstelle gab, innerhalb dieser aber Städte lagen.

Auf Grund dieser Tatsachen ist die Annahme berechtigt, daß sich die Suche nach einem solchen Vacuum dort, wo die geschichtlichen Denkmäler und Quellen anderes, eben das Fehlen eines solchen Vacuums erweisen, eher um die Frage dreht, ob die geschichtliche Kontinuität nachweisbar, ihre Unterbrechung zu vermeiden ist. Wir befürchten, daß diese Frage darum erregend ist, weil die Folgen der Feststellung jener zu tragen hat, auf den die Theorie der Kontinuität nicht angewendet werden kann.

Wir müssen hinzufügen, daß es sich hier weniger um die Herkunft des Rumänentums, als vielmehr um ihr Verbleiben auf ungarischem Boden nach dem Abzug der Römer und auf die Gleichstellung der römischen Besatzung und der römischen Kolonisten mit den Rumänen. Von ungarischer Seite wurde nicht bezweifelt, daß die Rumänen lateinischer und italienischer Herkunft sind. In diesem Punkt zeigt sich zwischen der rumänischen und ungarischen Auffassung kein Unterschied. Dieser tritt darin hervor, daß die Ungarn die Erforschung des Kenntnismaterials der rumänischen Geschichte nicht als ihre Aufgabe betrachteten; diese wurde von ihrem Gesichtspunkt aus erst durch die dakorumänische Theorie notwendig.

Auf diese Weise wurde nachgewiesen, daß es nach dem Zeugnis der Quellen keine rumänische Einwanderung gab, solange die Zersetzung des byzantinischen Staates nach dem Tode Kaiser Manuels (1180) nicht begann, und die zunehmenden Wirren die Rumänen nicht zur Flucht zwangen. Auf dem Gebiete nämlich, wo Griechen, Bulgaren und Serben lebten, besaßen sie keinen Boden, auf dem ein rumänischer Staat hätte entstehen können; so bildete sich der rumänische Staat ohne Land auf der von den Kumanen schütter bewohnten Ebene der unteren Donau, und erhielt sich bei den Rumänen die Auffassung, daß sie keinen Balkanstaat gründeten und Rumänien nicht als Balkanstaat betrachtet werden

könne. Bezeichnend ist auch der Umstand, daß sich die flüchtenden Rumänen weder der serbischen, noch der bulgarischen nationalen Kirche anschlossen, aber auch keine eigene nationale Kirche gründeten, sondern an ihrer Treue zur byzantinisch-griechischen Kirche festhielten, und sich auch weiterhin als Angehörige der griechischen Kirche von Ochrida bekannten. Sie kümmerten sich nicht darum, daß dadurch ihr lateinischer Charakter beeinträchtigt wurde und befreiten sich nicht vom slawisch-griechischen Einfluß; erst auf ungarischem Boden begann ihre Annäherung an die abendländische lateinische Kirche Roms und die von dieser losgelösten Kirchen.

Vom Blickpunkt der siebenbürgischen Frage ist vor allem der Umstand wichtig, daß das 13. Jahrhundert, zu dessen Beginn Rumänen auf ungarischen Boden nachweisbar sind, in ganz Europa bedeutsame Wandlungen brachte.

Besonders trifft dies für Ungarn zu, da nach dem Mongolensturm die Verwaltung des Landes weitgehend umgestellt wurde. Gebiete, die vom königlichen Hof und von der Regierung fern lagen, mußten für die Aufrechterhaltung der Ordnung, für die Mittel der Verwaltung selbst sorgen. Im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts erschien der König selbst in Siebenbürgen und hielt einen Gerichtstag, an dem auch die Rumänen teilnahmen: aus dem Genuß des ungarischen Rechtes war kein Volk ausgeschlossen, weil es sich volklich vom anderen unterschied.

Man könnte diese Teilnahme dem Umstand zuschreiben, daß die Anzahl der rumänischen Einwanderer stets zunahm und daß sie auf dem Boden aller drei privilegierten »Nationen« Siebenbürgens lebten. Auch wird der Ausländer leicht dadurch irreführt, daß die drei »Nationen« Siebenbürgens eine Union eingingen und daß aus dieser die rumänische Bevölkerung ausblieb; dies könnte leicht den Anschein erwecken, dem manche auch Glauben schenkten, daß sich der Bund gegen die Rumänen richtete. Dazu kann kaum etwas anderes bemerkt werden, als daß der Bund sich nicht notwendigerweise gegen die Rumänen richtete, da diese Behauptung über die Tatsache hinausgeht, daß sie in der Bundesurkunde nicht erwähnt wurden. Noch mehr weicht diese Behauptung von den Tatsachen ab, wenn wir näher in Augenschein nehmen, was die Bundesurkunde sagt, nach der sich die drei »Nationen« zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und zur Abwehr der äußeren Gefahr verbündeten. Wohl besteht auch so die Möglichkeit, daß sich die drei »Nationen« gegen die Rumänen verbündet haben mochten, da das Gegenteil in der Bundesurkunde nicht erwähnt wird; indessen ist quellenmäßig nachweisbar, daß sich unter den Störern der inneren Ordnung zahlreiche Ungarn befanden, und daß die der Bauernbewegung nachstehenden Rumänen ihre ungarischen Genossen zur Abwicklung des Verkehrs mit den Behörden ersuchten. Wichtiger aber als alle diese Argumente ist der Umstand, daß die Rumänen auch aus formellen Gründen nicht unter den drei »Nationen« Siebenbürgens Platz haben konnten, da sie keine diesen ähnliche privilegierte »Nation« bildeten; zugleich haben wir jedoch weder aus der Zeit der Entstehung der Union, noch später Kenntnis von Fällen, daß man jemanden darum verfolgte, weil er nicht einer der drei »Nationen« angehörte oder weil er Rumäne war. Wir müssen somit

annehmen, daß sich die ungarische Rechtsordnung auch im Jahre 1437 nicht änderte und von der alten nicht abwich, sondern ihr allgemeine Geltung bewahrte; es wurde nicht nach Völkern und Gebieten zerstückelt, machte keinen Unterschied zwischen Rassen, und ließ weder auf der einen Seite die Loslösung oder Absonderung von Gebieten, noch auf der anderen die Verfolgung von Völkern zu. Der Entschluß zur gemeinsamen Abwehr äußerer Gefahren bedeutete somit zugleich die Bewahrung und Verteidigung der Einheit des ungarischen Staates, nicht aber dessen Aufteilung.

Die Union der siebenbürgischen »Nationen« gab daher Siebenbürgen keinen vom bisherigen abweichenden Status, kein neues Statut. Keinesfalls konnte sie ein Statut ergeben, wie es sich die Schweizer Kantone suchten, da sich dort voneinander unabhängige Gebilde verbündeten, hier dagegen die feste Gesellschaft zusammengehöriger, eine Interessengemeinschaft bildender Stände die Wege einer engeren Zusammenarbeit zur Bewahrung der inneren Ordnung und der äußeren Sicherheit des Staates suchte.

— Schluß folgt —



KALOTASZEG

VON EUGEN SZENTIMREI

Kalotaszeg ist die Heimat der schönsten ungarischen Volkstrachten; es bewahrt und erhält die uralten farben- und formenbildenden Motive unserer Volkskunst getreu. Die Bevölkerung von Kalotaszeg ist in der Tat kunstbegabt und pflanzt ihre angeborenen Fähigkeiten fort : in Holz und Stein, in Handarbeiten, im Schmuck der Kleidung und im Bau ihres Hauses. Ihrer reichen Phantasie begegnet man auf Schritt und Tritt z. B. auch in der Volksdichtung. Die Volkslieder tragen das Gepräge einer uralten, aus Asien mitgebrachten Kultur an sich.

Die geographische Lage von Kalotaszeg : es liegt zwischen Kolozsvár, der Hauptstadt Siebenbürgens und Csúcsa entlang den Vorbergen und Tälern der Gyaluer und Biharer Alpen. Bei Csúcsa zeigt noch heute eine alte Steinbrücke die Grenzen des ehemaligen Fürstentums Siebenbürgen. Nördlich wird es von dem Szilágyság, östlich von dem Mezőség begrenzt, im Süden bewacht es seit unendlichen Zeiten der 1883 m hohe Vigyázó, der höchste Gipfel der ganzen Landschaft. Im Nordwesten wird es im Halbkreis von dem grünen Gebirgskranze des Meszes umringt. Das ganze zauberhafte Panorama kann man auch von dem kahlen Gipfel des Kreuzberges aus überschauen, oberhalb Sztána, der auch dem mit ihm zusammenhängenden Riszeg (800 m) die wichtige Wasserscheide von Mittelsiebenbürgen bildet. Zu ihren Füßen plätschern nach vier Richtungen kristallklare Bäche, die weit unten auf der Ebene das Wasser der Szamos und der Theiß vermehren. Der größte unter ihnen ist die Sebes Körös, die westlich von Körösfő, an Bánffyhunяд vorbei, durch Csúcsa und Nagyvárad läuft. Von Südosten eilt ihr der Kalotabach zu, der der ganzen Landschaft ihren Namen gibt. Die Forschungen unser Volkskundler ergaben, daß Kalotaszeg ursprünglich aus jenen wenigen ungarischen Gemeinden entstand, die ihre Siedlungsorte im Winkel der Körös und der Kalota bauten. Die Historiker meinen, daß die Sippe Kalota diesen Winkel schon damals besetzte und ihren Namen auf den Fluß übertrug.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die heutigen Dörfer von Kalotaszeg im Laufe der Jahrhunderte von den Nachkommen der Ureinwohner des Dreiecks bevölkert wurden. Östlich der Wasserscheide und längs der parallel mit der Szamos fließenden Kapus- und Nádasbächer wohnen Familien mit den Namen der Dörfer des jetzt Oberland genannten Körös-Kalota-Dreiecks.

Die Szekler, die Vorhut der landnehmenden Ungarn, drangen anfangs nur bis zum westlichen Rand des siebenbürgischen Beckens vom Tiefland her vor, um dieses gegen Einbrüche von Osten her zu sichern. Flur-, Hügel- und Ortsnamen bestätigen, daß auf dem Bergrücken südlich von den Biharer Bergen, also in den Gyaluer Alpen und im siebenbürgi-

schen Erzgebirge bis Déva sowie bis zur unterhalb von Gyulafehérvár nach Osten biegenden Maros, die ersten ungarischen Landnehmer und Ansiedler Szekler waren. Dies ist durch die zweifellos Szekler Familiennamen leicht nachzuweisen, die auch heute noch unter den Mozen und Mokanen auf den nördlich von Mazedonien sich hinziehenden, unfruchtbaren, aber für Viehzucht sehr geeigneten Alpenhängen vorkommen, die die damals im Gebirge gefundenen, bereits ziemlich dezimierten Nachkommen der Szekler allmählich aufsoßen. Den Namen Székely trägt noch heute ein typisch mozisches, auf dem Rücken des Vigyázó als Streusiedlung erbautes Dorf, das von Urkunden aus der Fürstenzeit unter dem Namen »Székelyaly« erwähnt wird, was die einstige Anwesenheit von in Zelten oder Lagern wohnenden Szeklern bezeugt. Als dann die Szekler im Laufe des Gebietszuwachses gegen Osten bei der Landnahme bis zu ihren heutigen Siedlungsorten, bis zur Hargita und zu den Ostkarpaten, vordrangen, teilte das ihnen nachdrängende Ungartum die verlassenen Siedlungen von Kalotaszeg unter landnehmenden Familien auf. Damals mag die Kalotasippe in die fruchtbarere, zur Landwirtschaft geeignete Gegend an dem Vigyázó gelangt sein.

Der vierte Bach der Wasserscheide von Sztána, der Almás, der das Wasser des Tieflandes von Kalotaszeg ist, fließt nach Norden und öffnet eine Militärstraße, die dann zur Schatzkammer Mittelsiebenbürgens, in die an Salz, Gold und Eisenerz reiche Gegend von Torda führt. Es war dies die Heerstraße der zur Zeit der ersten Árpáden stets einfallenden verwandten östlichen Völker, der Kumanen, der Petschenegen und Tataren. So wurde dieses Gebiet auch der Schauplatz der Vergeltungskriegszüge des heiligen Ladislaus. Noch heute sind die mageren Böden von Magyarvalkó und Magyargyerómonostor mit den nach der Legende zu Stein gewordenen Münzen des heiligen Königs durchsetzt, ebenso wie die Dörfer von Kalotaszeg mit den Nachkommen der einfallenden Tataren, die sich hier mit den von den Bergen herabziehenden Resten der Szekler und den hier angesiedelten Ungarn des Führers Tuhutum vermischten. Die Alpen selbst aber, die der zweite Wiener Schiedsspruch Rumänien zusprach, wurden von Süden und Norden allmählich von tapfersten Stämme der mazedonischen Rumänen, von den Mozen und dem ihnen einst untergeordneten Hirtenvolk der Mokanen überflutet.

Auf diese Weise konnten sich im Talkessel der vier Flüsse mehr als vierzigtausend Ungarn in geschlossener Gruppe behaupten, eine Brücke bildend zwischen dem Ungartum des Tieflandes und den Szeklern der östlichen Komitate, ein einheitlicher, geschlossener Rückhalt für das städtische Ungartum von Kolozsvár, das seit Jahrhunderten aus diesen Dörfern mit landwirtschaftlichen Produkten und volklichem Nachwuchs versorgt wurde. Heute, wo Torda und die reichen, von Szeklern bewohnten ungarischen Dörfer der Gegend von Aranyos, unter diesen auch die vier Dörfer von Kalotaszeg, Magyarfenes, Tordaszentlászló, Magyarvalkó und Magyargyerómonostor hinter der rumänischen Grenze liegen, ist uns diese Gruppe von vierzigtausend Ungarn noch teurer geworden. Sie sind für die Versorgung und den Fremdenverkehr von Kolozsvár von unschätzbarem Wert. Die Dörfer längs des Nádas liefern die fettreiche Büffelmilch, den schneeweißen, fetten und süßen Büffelkäse. Von hier holt man den

Haustein, Kalk und Gips zum Bauen, und das einzige Kohlenbergwerk der Gegend beliefert die Stromzentrale der Stadt mit Braunkohle von geringer Qualität. Dieselben Dörfer liefern guten Flachs an die webenden Dörfer längs des Kapus, von wo das fertige Leinen in die Hände der Frauen von Felszeg und Alszeg wandert, die mit roten und blauen Fäden herrliche Blumen- und Tiermotive hineinsticken. Dies ist der Weg, den die nun schon weltberühmten Stickereien von Kalotaszeg gehen, die im Osten bis Konstantinopel, im Westen in friedlichen Jahren bis nach England und Amerika wandern. Die aus der entwickelten Schafzucht stammende »Racka«-Wolle erfreut sich dagegen heute bei dem Ungartum von Kalotaszeg keiner so großen Beliebtheit. Früher, vor noch nicht allzulanger Zeit, als die Männer in diesen Dörfern noch die Strümpfe aus hausgewobenem »Aba«-Tuch mit rot-blauen Streifen, die Frauen aber bei dem Kirchgang die gleichfalls weißen und mit farbigen Tuchstreifen geschmückte »Condra« trugen, spannen die Frauen den ganzen Winter hindurch Wolle. Indessen geriet — eine interessante, aus der Nähe gut zu beobachtende Erscheinung — die farbige Tuchtracht allmählich unter das rumänische Volk der Alpendörfer, während unter den Ungarn im Tal sich immer mehr die »adlige«, reich mit Seide bestickte Lederweste und Lederjacke verbreitete.

Die Erklärung dafür ist einfach. Das Bergvolk der Mozen, das im Sommer in Kalotaszeg entweder Schnitterarbeit leistete, oder mit Brettern, Bauholz, selbstverfertigten Holzgefäßen in den tiefergelegenen ungarischen Dörfern auf Wagen Handel trieb, tauschte für seine Arbeit oder Waren bei den ungarischen Landleuten am liebsten Getreide, Tongefäße oder getragene Kleidungsstücke ein. Was in Kalotaszeg »aus der Mode« kam, wurde bei den Mozen noch immer zum Feiertagskleid, besonders bei der armen, an die Scholle gebundenen Hirtenbevölkerung. Auch die Wohlhabenderen schämten sich nicht, diese Tracht nachzuahmen; so geschah es, daß an den jenseitigen, gegen Nagyvárad zu gelegenen Abhängen der rumänische Großbauer in reicher weißer oder naturfarbener »condra«, mit ungarischen Nationalfarben bestickt, in seine rumänisch-orthodoxe Holzkirche ging. Auf dem gleichen Wege zieht fast jedes an asiatischem Farbenschmuck reiche Stück der Frauentracht von Kalotaszeg höher hinauf in die Berge, um dort in anderen, dem rumänischen Auge genehmeren Farben fortzuleben. Nur der Zuschnitt und die Ornamentverteilung erinnert noch an das einst in Mode gewesene ungarische Kleidungsstück.

In der Nähe des Zusammenflusses der Kalota und Körös liegt der alte Mittelpunkt von Kalotaszeg, die Stadt Bánffyhunyd. Eigentlich ein großer Marktflecken mit bäuerlichem Zuschnitt, der erst in den letzten Jahren zur Stadt wurde, mit nur 6000 Einwohnern. Ganz Kalotaszeg ist kalvinisch, mit Ausnahme von zwei Dörfern. Auf den Firmenschildern der Kaufleute und Handwerker kann man eigenartig klingende Familiennamen lesen, die die zweifellos tatarische Herkunft der Einwohner bezeugen. Dafür spricht auch der Volkstypus, das breite, knochige Gesicht, die kleinen, funkelnden schwarzen Augen, hie und da mit schrägem Schnitt. Es ist ein schönes und vor allem kluges Volk, das nie sklavische Unterwürfigkeit gekannt hat, dabei von viel Anstand, den wahren Wert des

Menschen überall klar beurteilend, mit starker Begabung für das praktische und kaufmännische Leben.

Die Männertracht ist ein eigenartiger Übergang von der Tracht des Tieflandes zu der der östlichen Gebirgsungarn, der Szekler. Im Sommer tragen die Männer noch die hundertfach gefältete weite »Gatya« und den gleichfalls vom Tiefland stammenden, mit schwarzem Stoff geschmückten weißen Tuchmantel, doch binden sie vor die »Gatya« eine farbige Schürze, und an Stelle des weitärmeligen Hemdes tragen sie ein weißes Hemd mit geschlossenen Ärmeln und Kragen, an dessen Hals und Manschetten oft weiße Stickerei zu sehen ist, sowie farbige Knöpfe. Dazu gehört der schwarze »Hunyadi«-Hut mit schmaler Krempe, den sie anstatt mit »Waisenmädchenhaar« mit roten Geranienblüten schmücken. Leider kann man den früher viel getragenen spitzen, schmalkrempigen Strohhut nur noch in wenigen Exemplaren an dem Nádas entdecken, mit farbigem Band umwunden, mit buntköpfigen Nadeln und Perlen geschmückt. Das Band flatterte lustig bis auf des Burschen Schultern herab. Auch tragen die Männer hier an dem Nádas noch den schwarzen oder grünen Hut, mit flatterndem Perlenstrauß statt der Blumen, der hoch oben vom Hut herunternickt. Als Festtracht trägt man im Winter statt der weißen Strümpfe die am Rande des Gebietes Mode gewordene englisch zugeschnittene Reithose, dazu aber noch immer gefältete Reitstiefel mit ungarischem Schnitt. Dazu gehört ein dunkelblauer, bis zur Hüfte reichender Tuchrock, die »Hunyadi Buika«, die sich mit ihrem schwarzen, mit Posamenten geschmückten Saum und breiten schwarzen Knopflochrändern von den Männerrocken aller anderen ungarischen Landschaften unterscheidet. Diese Pracht wird noch durch die drei aufgenähten schwarzen Glasknöpfe erhöht.

Gegenüber dieser verhältnismäßig schlichten, würdevollen Männertracht erscheint die Frauentracht als auffallend prächtig. Das vorne geschlitzte und mit seinen beiden Spitzen auf den Hüften aufsitzende, von schmalem, farbigem Tuchstreifen eingefasste »Muszuly« ist eine Eigenart von Kalotaszeg. Wer diese Gegend nur vom Hörensagen her kennt, stellt, wenn er dahin kommt, mit Staunen fest, daß »Kalotaszeg« nicht der Name eines einzigen Dorfes, sondern einer ganzen Volksinsel ist, die aus etwa dreißig Gemeinden besteht. Und wenn er dann die Einwohner befragt, wie weit sich ungefähr die Gegend dieses Namens erstreckt, so erhält er folgende Abgrenzung als Antwort: »Kalotaszeg reicht soweit, wie das Muszuly«.

Eigentlich decken sich diese beiden Abgrenzungen nicht. Einerseits darum nicht, weil man an dem Nádas das Muszuly »Bagazi« nennt, offenbar ein türkisches Wort. Andererseits rechnet sich auch das östlich von Kolozsvár gelegene — heute zu Rumänien gehörende — Györgyfalva zu Kalotaszeg, obwohl dort das Muszuly bereits völlig aus der Mode gekommen ist, und von einem farbiggesäumten gefälteten schwarzen Rock abgelöst wurde. Die Jugend säumt das Muszuly mit leuchtendem Rot oder Orange, die Älteren mit Grün oder leuchtendem Blau. Grün und Blau sind dort außerdem nicht nur die Farben des Alltags, sondern auch die der Trauer. Der Rock ist bis zu den Hüften stark gefältet. Unmittelbar unter der Schürze wird der Rückenteil von einer feinen Stickerei eng zusammengehalten, die »Darázsolás« heißt. Häufig ist auch der auf-

geschlagene farbige Tuchrand mit Stickerei verziert. Vorne dagegen ist die mit handbreiten farbigen Tuchstreifen besetzte und an den beiden unteren Ecken mit Bandrosen geschmückte »Bänderschürze« dazu bestimmt, den aufgeschlitzten vorderen Rockrand nur soweit zu verdecken, daß der darunter getragene weiße — an dem Nádas stark geblaute — Unterrock, das »Pendel«, darunter hin- und herschwendend, noch sichtbar wird.

Den Oberkörper bedeckt ein schneeweißes, weitärmeliges Hemd, dessen Halsausschnitt, Schulterteil, Ärmel und Manschetten eine farbige Stickerei, das »Schulterband«, eindrucksvoll belebt. Das Schulterband, der Saum des Muszuly und die Schürzenbänder sind entweder gleichfarbig oder mit künstlerischem Geschmack aus passenden Farben zusammengestimmt. Dieselbe Farbe läuft als Spitze oder Stickerei um die das Kleid vervollständigende Tuchweste, mit ihr stimmt auch die Grundfarbe des Kopftuches, des »Födje«, zusammen. Das Ganze wirkt so prächtig, wie ein großer Strauß von Mohn- und Kornblumen mitten auf der Dorfstraße. Ein noch prächtigerer Anblick bietet sich dann aus der Nähe: ein ganzer Wald von Perlen, Quasten, bunten Bändern! Dabei das Ganze weder aufdringlich noch schreiend, sondern äußerst würdevoll. Diese Würde wird durch die kerzengrade Haltung des Trägers oder der Trägerin noch verstärkt. Der Eindruck wird erhöht, wenn z. B. das heiratsfähige junge Mädchen statt eines Tuches die handbreite, mit Perlen geschmückte »Parte« dazu trägt, oder die ganz jungen Mädchen einen schneeweißen Tüllschleier tragen, dessen lange Enden bis an die Sporen der roten Reitstiefelchen reichen.

Schade, daß der rote Reitstiefel, dessen karmasinrote Lederoberfläche mit grünem Seidenband ausgenäht war, in wohlhabenderen Dörfern immer mehr dem Lackreitstiefel Platz macht. Fünfundzwanzig bis dreißig kleine Vögel stickte der Dorfschuster drauf, auf die Absätze schlug er Messing, unter Kniehöhe setzte er kleine goldene Rosen drauf. Schade auch, daß der Muszuly immer mehr durch den weiten, glockigen Faltenrock verdrängt wird. Vergebens schmückten sie ihn mit rotem Saum, vergebens raffen sie die Taille zusammen, damit der Rock an den Muszuly erinnere: seine Farbenpracht erreichen sie damit nicht. Nur noch auf dem Grund der alten Truhen findet man heute das andere bezeichnende Kleidungsstück von Kalotaszeg: den spitzenbesetzten Mieder, der eigentlich eine bis zum Oberschenkel herabreichende ärmellose grüne Tuchweste ist. Sie ist mit schwarzem Samt gefüttert, mit schwarzem Ziegenpelz umsäumt und außer dem Pelz reich mit handbreiten Häckelspitzen besetzt. Gute Arbeit leisten die heutigen Kürschner durch die reiche Bestickung der jetzt modischen Lammfellwesten, unter deren Schmuckmotiven selbst in der rumänischen Zeit noch das ungarische Wappen verborgen war, — allein die asiatische Pracht der Spitzenweste kann sie nicht vergessen machen!

Aus der Nähe betrachtet, kann man für all dies auch die Erklärung im Volksleben finden. Obwohl sich einzelne Stücke der Tracht von den Großeltern auf die Enkel vererben, müssen sie wegen ihrer Haltbarkeit und Schönheit dennoch zu teuer bezahlt werden, von der ungeheuren Zahl der auf die Stickerei verschwendeten Arbeitsstunden garnicht zu

reden. Besonders wohlhabende Bauern halten es für schicklich, ihre Töchter zur Einsegnung wenigstens mit einer ganzen Kleidergarnitur zu versehen. Der Zeitpunkt dieser fällt in diesen Dörfern mit der Einführung in die Gesellschaft der Erwachsenen zusammen. Die Konfirmation macht das junge Mädchen gleichsam heiratsfähig; sie darf nun an den Tanzvergnügungen der Erwachsenen teilnehmen, und der Erwählte ihres Herzens darf um sie werben. In einigen Dörfern ist noch heute die Entführung der Braut Sitte, selbst dann, wenn die Einwilligung beider Elternpaare erfolgt. Die Ausstattung der Tochter kostet den Bauern von Kalotaszeg in der Regel ein Paar Jungochsen. Dies war in Friedensjahren der Gegenwert einer vollständigen »Toilette«, in ungarischem Geld 450—500 Pengő. Das Ausnähen selbst nahm Mutter und Tochter den ganzen Winter in Anspruch. Dies macht es verständlich, daß die weniger Arbeit beanspruchenden städtischen Kleider aus billigeren Stoffen allmählich die alte Farbenpracht verdrängten.

Über die Volksbräuche der Landschaft könnte man Bände schreiben; sie begleiten den Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Über die Legion von Paten, die ihre Gaben an den Täufling in Geld oder Naturalien erlegen, über die reizend-naiven Kinderspiele, über die Kameradschaften der halbwüchsigen Burschen, die sich bis dahin duzen, nun aber aus pflichtgemäßer Achtung einander »Sie« sagen, über die kleinen und großen Tanzvergnügungen, die Spinn- und Nähstuben, die Möglichkeiten zu Bekanntschaften bieten, Tanzstunden und »Jours« der Dorfleute sind und über die vielen heiteren und ernsten Bräuche bei Verlobung und Hochzeit, die im Leben des Dorfes den Höhepunkt der Freuden bedeuten. Mit diesem ist das sorglose Mädchenleben zu Ende. Es folgen nun Jahre ununterbrochener, harter Frauenarbeit, in denen sich alles im Hause um den Mann dreht, mit dem sich die Frau nicht an einen Tisch zu setzen wagt, sondern nur von der Küchenschwelle aus hineinschaut, wie ihrem Lebensgenossen das von ihr bereitete Mahl mundet. Indessen haben auch diese schweren Jahre ihre Feste: die Heumahd, das Erntedankfest, die Weinlese, das Schweineschlachten, das fromme Erwarten des Christfestes mit dem Bethlehemsingen der Kinder und den schönen alten Weihnachtsliedern. Dann kommt die Fastnacht mit tausend Schelmereien und dem Hauptspaß, daß sich die Burschen als Mädchen verkleiden, die Mädchen als Burschen, verheiratete Männer als Schwiegermütter, und so verkleidet das Volk in den Spinnstuben erschrecken. Am Ende kommt der Tod, dann legt man den Verstorbenen in demselben Kleide zur Ruhe, in dem ihn der große Schnitter abrief. Dann weht die Trauerfahne aus farbigen Kopftüchern vom Giebel des Schindeldaches oder auf dem reichgeschnitzten Hoftor.

Bald hätte ich die andere Eigenart von Kalotaszeg vergessen, das den Männern angeborene Schnitztalent, das die Häuser von der Wiege bis zur Bahre schmückt, die Ställe, Geräte, die Tiere selbst, den Blumen Garten und selbst die Grabschaukel. Auch die aus festem Eichenholz gezimmerten Torpfosten sind mit Sternen, Rosen, Tulpen, neuerdings auch mit Traubenmustern übersät. Der Hausgiebel wird mit spitzenartigen bemalten Brettern, das Büffeljoch, die Deichsel der Wagen, oft selbst der Büffelbrunnen und der Trog mit geschnitzten Blumen und

Sternen geschmückt. Das mit Sternen besäte »Guzsaly« in den Händen des spinnenden Mädchens zeugt von der Liebe des Burschen, und ein geschnitztes Menschenpaar wacht am Fuße des Ehebettes, auf daß der Schlaf des jungen Paares nicht gestört werde. Im ganzen sieht das Bett eher wie ein Turm aus, mit Unmengen von Kissen in drei bis vier Schichten, die dem Beschauer ihre reichen roten Webeborten oder Häckelspitzen zuwenden und mit ihren lang herunterhängenden gewobenen Bändern besonders prachtvoll wirken. Aber es begehrt auch niemand in Kalotaszeg das Verbrechen, sich in einen so reichgeschmückten »Betturm« zu legen. Nicht in dem Prachtzimmer schläft man, sondern in dem einfacher eingerichteten, auch als Küche benutzbaren »hinteren Haus«; die Prunkstube wird nur für Gäste geöffnet. Auch die die Wände bedeckenden, vielen buntfarbigen Teller benutzt man nur zweimal im Leben: bei der Hochzeit und bei dem Totenmahl, wenn so viele Gäste zusammenkommen, daß man auch von des Nachbarn reichgeschmückten Wänden die Teller borgen muß.

Mit dem Totenmahl denken wir auch an den Friedhof, den dieses schlichte kalvinische Volk, ohne viel Sorgfalt auf ihn zu verwenden, dennoch in einen Hain des Friedens und der Ruhe verwandelt. Er ist eine mähbare Wiese mit dichtem Graswuchs und nützlichen Ulmen statt der Zierbäume. Unter diesen aber leuchten in zwei bis drei Farben die vielen bemalten, geschnitzten »Totenpfähle«. Wer könnte den weiten Weg beschreiben, der von den Götzenbildern der Völker des Ostens bis zu den Grabhügeln von Kalotaszeg mit ihren »Totenpfählen« führt. Wer kann erklären, wie und warum sich der fez- und turbangeschmückte türkische Totenpfahl in den sternengeschmückten der reformierten Friedhöfe von Kalotaszeg verwandelte. Der Pfahl der Frau endet in einer Tulpe, der des Mannes in einem Knopf oder Stern, neben ihnen halten kleinere Totenpfähle das Andenken jung verstorbenen Kinder in Ehren. 20—50 Jahre umfaßt die »Unsterblichkeit« des Dorfes in den Totenpfählen. Dann verwittern sie und fallen um, damit der Totengräber am Ende Kleinholz aus ihnen mache. Doch liegen unter seiner Schaufel neue Tote und frische Totenpfähle erstehen, deren leuchtende Farben in das Reich der Toten strahlen. Auf jedem beginnt die Inschrift mit den Worten: »Hier erwartet seinen Jesus...«

Wer in Kalotaszeg Kirchen besuchte, in diesen dem Abendmahl beiwohnte, dann aber sinnend im Friedhof verweilte, der nimmt unvergeßliche seelische Eindrücke mit. Kirchen, deren dörfliche Frühgotik vom Ende der Árpádenzeit durch Malereien und Schnitzereien des Spätbarocks und Rokokos anheimelnd wirkt, und deren Bänke blühende Feldblumen, Frauen und Mädchen schmücken. In diesen Kirchen wird Gott als eine Art von Familienhaupt erlebt und verehrt. In den Friedhöfen aber begegnet das heidnische Asien dem Stern von Betlehem, dem orthodoxen Calvinismus und dem Tode.

SZEGED, DIE STADT MIT DEM JANUSGESICHT

VON STEFAN SÓTÉR

Wenn man sich mit dem Zug der Stadt Szeged nähert, sieht man ihre Türme irgendwo in der Gegend vom Fehértó (Weißsee) am Horizont auftauchen. Ringsumher dehnt sich eine öde, traurige Landschaft, der Boden ist zerfressen vom Natron, das sich wie eine große, weiße Wunde auf der fruchtbaren, gesunden Erde ausbreitet. Der Zug rattert weiter, und wieder sieht man das gewohnte Bild des Tieflandes: Ackerfelder, Häuser mit Schilfdächern und weitab regelrecht gepflanzte Alleen, die vielleicht die Richtung der Theiß zeigen. Die weiße Narbe erschien nur auf einen Moment und wirkt gar nicht sonderlich besorgniserregend; sie gleicht eher einem kleinen Ausschlag, wie er nach üppigen Mahlzeiten am Rand der Lippen eines Schlemmers zu sehen ist. Von jeher war diese Landschaft ein Kanaan, und der Natronfleck will vielleicht nur an die Kehrseite des Reichtums gemahnen oder an die Gefahr, die hinter jedem scheinbar sorglosen Leben lauert. Die Stadt, der man zustrebt, ist in der Tat glücklich zu preisen: sie liegt inmitten der Großen Tiefebene, ohne sich in ihr zu verlieren. Die Flüsse, an deren Treffpunkt sie entstand, verbinden sie mit dem Hochland und dem Meer, und ermöglichen ihr, mit allem zu handeln, was in ihrer Gemarkung wächst und gedeiht. Solche Städte bereichern sich auch leichter: Holz und Salz kommen in ihre Häfen angeschwemmt, und ihr Leben wird frei und weit wie das ihrer Schwestern an der Meeresküste. Ihre Bewohner haften nicht an der Scholle: wenn es sie gelüstet, besteigen sie ein Schiff oder ein Boot und werfen ihre Netze aus, da das Wasser hier nicht weniger reich ist als der Boden. Der Gedanke liegt nahe, daß in Szeged zwei Menschenschläge leben, von denen der eine der Erde, der andere dem Wasser gehört. Auch die Stadt wird wohl zwei Gesichter haben: das eine ist den Feldern zu- gekehrt, das andere beugt sich über den Strom.

Diese Stadt mit dem Janusgesicht wird man nicht auf den ersten Blick entdecken. Der Fremde, der sich vom Bahnhof ins Herz der Stadt fahren läßt, sieht nur ein Antlitz — und dieses findet er auf den Buda- pester Ringstraßen so gut wie in Miskolc oder in Nagyvárad. Es ist das Antlitz der um die Jahrhundertwende emporgeblühten Städte der Monarchie. Das Szeged, das den auf kurzen Aufenthalt eingetroffenen Besucher empfängt, ist kein Produkt der Geschichte, sondern die Frucht der Städte- bautheorien des vergangenen Jahrhunderts. Das wahre Szeged findet man am ehesten auf einem Stadtplan aus dem 15. Jahrhundert. Dieser zeigt zwei inselartige Ansiedlungen von Sumpf- und Marschgelände um- geben, als wären es zwei Städte statt einer, nicht durch einen Fluß, sondern durch ein Inundationsgebiet, ein Sumpfgelände voneinander getrennt.

Diese beiden Städte — die Untere und die Obere — waren einander nicht nur örtlich, sondern auch seelisch weit entrückt. Beide waren verkapselt in ihre eigenen Lebensformen, die ihnen gegenseitig fremd waren und vielleicht bis zum heutigen Tag geblieben sind. Die eine führte das Leben der Erde, die andere das des Wassers. Die Untere Stadt war von Bauern bewohnt, die Obere von Fischern und Schiffern. In gegenseitigem Argwohn zogen sie sich viel zu weit voneinander zurück, so daß sich eine dritte Siedlung zwischen sie einkeilen konnte: die Planke (Palánk), ursprünglich eine Festung zum Schutz der beiden Stadtteile, später ein Fremdviertel, den beiden Stadtteilen feind, heute die Innere Stadt, der die anderen Stadtteile auch jetzt noch so mißtrauisch gegenüberstehen wie früher einer dem anderen.

Legen wir den alten Stadtplan über den heutigen, so können wir deutlich sehen, daß das Gesicht der Stadt seit den ersten Ansiedlungen höchstens runder und voller geworden, im Knochengerüst aber dasselbe geblieben ist. Dieser Knochenbau wird auch von dem im Geschmack des vergangenen Jahrhunderts gehaltenen Stadtgesicht nicht verborgen, das gleich Vexierbildern von jeder Seite verschiedene Züge zeigt, je nachdem, ob man es von vorne, von rechts oder von links betrachtet. Blicken wir der Stadt geradeaus ins Antlitz, so entdecken wir nur die oberflächliche Kosmetik des ausgehenden 19. Jahrhunderts, hinter dessen unpersönlichen Zügen jedoch rechts ein Reeder der Oberen Stadt mit blondem, länglichem Gesicht, links aber ein Landmann der Unteren Stadt mit dem kumanischen Rundschädel hervorspäht. Jeder, der eine Zeit in Szeged verweilt, weiß, daß der alte Stadtplan auch heute gültig ist.

Die beiden Städte waren durch schmale Dämme verbunden, so schmal, daß sie nicht nur den Austausch von Sitten und Bräuchen verhinderten, sondern selbst für einen Hochzeitszug mit dem Brautschatz nicht genügten. Untere und Obere Stadt heirateten nie untereinander; daran liegt es, daß beide ihre Eigenart und ihre Sitten so lange zu bewahren vermochten. Auch im Charakter waren sie grundverschieden. Nach einem alten Szegeder Spruch war die Obere Stadt *hochmütig*, die Untere *fromm*. Zu dieser Frömmigkeit trugen die Franziskaner nicht wenig bei. Sie gehören heute noch zu diesem Stadtteil, so gut wie die Häuser mit den Sonnenstrahlfassaden, deren Vorbild die andächtigen Gläubigen angeblich im Triangel des Gottesauges auf dem barocken Hochaltar ihrer Gnadenkirche fanden. Denn ähnlich wie Florenz und Siena, ist auch Szeged um Kirchen und Klöster erbaut worden. Noch heute blicken zwei Kirchen und zwei Klöster einander über die Dächer hinweg an: die der Franziskaner der Unteren Stadt und die der Minoriten der Oberen. Die Bevölkerung der Oberen Stadt, durch ihren Erwerb auch der Wunderwelt und der Poesie der Flüsse und Röhrichte vermählt, hatte stets viel für ein behagliches Wohlleben übrig, für die Freuden der Tafel, für Musik und Tanz. In den sorglosen Jahren vor dem ersten Weltkrieg, als die Stadt auf dem Höhepunkt ihres Reichtums stand, waren die Wirtshäuser der Oberen Stadt am berühmtesten, nicht nur durch ihren Wein und Paprikafisch, sondern auch durch ihre Zigeunermusikanten, denen zuliebe die leichtlebigen Herren aus der Batschka im Winter so gern einen Ausflug in die Stadt unternahmen. Hier spielte einst der große Zigeunerprimas

Pista Dankó und in den Küchen dieser Häuser wurden die Speisen zubereitet, deren Rezepte in Tante Resis Kochbuch, dieser Schatzkammer der Szegediner Kochkunst festgehalten sind. Die Schiffe der Oberen Stadt beförderten Waren der Theiß und der Donau entlang. Dieses Volk hatte den Handel schon zur Zeit der Árpáden erlernt.

Dagegen lebte die Untere Stadt mißtrauisch und vorsichtig. Jókais »Goldmensch« wäre in den mit Katzenkopf gepflasterten Gassen der Oberen Stadt noch heute ganz gut denkbar, und in der Stadt umwob Szeged das mit Schiff und Netz erworbene Vermögen der Familie Zsótér mit ähnlichen Legenden wie Komárom den Reichtum des »Goldmenschen« Michael Timár. Die Untere Stadt blieb ein Viertel der eifersüchtig erknauserten Bauernvermögen und des stillen, nüchternen Lebens. Die Fenster ihrer Häuser gingen auf fette Felder mit schwarzer Erde, die ihrer Seelen aber auf eine Art verschämter, mystischer Bauernfrömmigkeit, in die vielleicht nur die berühmte Wallfahrt am Tage von Mariä Schneefeier (»Haviboldogasszony«) einen Einblick gewährt. Die Untere Stadt barg stets etwas in der Tiefe ihres Herzens, und erschloß sich dem fremden Blick nie. Heute noch lebt die Erinnerung von Wundern und Hexenprozessen über diesem Stadtteil, unter dessen Frauen und Mädchen sich von Zeit zu Zeit immer eine findet, die im Brunnenspiegel oder im Geäst eines Birnbaumes das Bild der Muttergottes zu erblicken vermeint. Während die Obere Stadt ihr heißes Blut in lärmenden Gelagen auslebte, verwandelten sich die verdrängten Leidenschaften und Sehnsüchte der Unteren in Erscheinungen und Gebete vor dem wundertätigen Gnadenbild oder der Schwarzen Madonna.*

* Einleitung des Bilderbuches über Szeged. (In Vorbereitung beim Volk und Reich-Verlag, Berlin—Amsterdam—Wien—Prag.)

ZSUZSÁNNA IN KLAGENFURT

VON SIGMUND MÓRICZ

Zsuzsánna blickte weder nach rechts, noch nach links, sie ging nur gerade aus unter den deutschen Bäumen. Sie war in recht starkes Nachdenken versunken; so ging, fast lief sie, als eilte sie vor Furcht, es könnte ihr jemand etwas vor der Nase wegschnappen . . .

Auf einmal stutzte sie, blieb stehen und blickte schüchtern umher — wird sie denn die Husarenkaserne niemals finden?

Erschrocken sah sie sich um, witternd wie der kleine Hund, wenn er im fremden Dorfe seinen Wagen verloren hat. Ein Deutscher mit steifem Hut kam ihr entgegen. Zsuzsánna wagte nicht ihn anzublicken, sie faßte nur ihren Zettel und hielt diesen vor ihn hin. Der Herr las ihn, blickte sie fest an und sagte:

— Sie kommen also aus Budapest, mein Kind?

Die Worte waren ungarisch. Vor Überraschung fiel Zsuzsánna fast in Ohnmacht. Alles Blut stieg in ihren Körper hinab, sie blickte nur stets auf den Deutschen, blinzelte mit ihren kleinen Augen und verzog staunend ihren breiten Mund.

— Was gibt es also in Budapest Neues, auch ich bin Ungar!

— Ach, lieber Herr, — erwiderte Zsuzsánna — wie sind Sie hieher geraten? Ach du lieber Gott, was für eine Welt ist das, hier versteht man nicht die ehrliche Menschengesprache, sie quaken nur so aus ihrem Hals, und das verstehen sie untereinander . . . Bitte mir doch zu zeigen, wo die Husarenkaserne ist?

— Sie kommen also zu Ihrem Mann, gute Frau?

Das Blut begann Zsuzsánna ins Gesicht zu strömen, es würgte sie im Hals, nur schwer konnte sie vor dem ungarisch redenden Mann aussprechen, was sie unter Fremden bereits so gut eingeübt hatte:

— Zu ihm, — sagte sie — zu meinem Mann.

Und sie wandte ihre Augen ab, die sich umflort hatten.

— Also, mein Kind, gehen Sie nur geradeaus — sagte der Herr und betrachtete die kleine Ungarin vergnügt; — gehen Sie, bis Sie eine kleine Brücke erreichen. Dort ist ein kleiner Fluß, von dort sehen Sie die Husaren, die ihre Pferde striegeln.

— Gott segne Sie, lieber Herr — sagte Zsuzsánna und flog davon wie ein kleiner bunter Schmetterling über der Erde; sie lief, weil ihre Seele beklommen war und brannte. Seit sie vor einem Ungarn mit ungarischen Worten ausgesprochen hatte, daß sie ihren Mann suchte, wußte sie weder aus noch ein . . . Vielleicht ist der Bursche nicht mehr da. Inzwischen hat ihn irgendein deutsches Mädchen weggeschnappt. Alle sind sie Vagabunden, die Männer . . . Du lieber Gott, warum ist sie ihm nachgereist; hierher in die große Schande . . . Da hat sie ihm noch von Budapest aus telegraphiert, dennoch holte er sie nicht einmal von der Station ab. Ach, wenn sie nur nicht hergekommen wäre . . .

Gleich von der Brücke erblickte sie die Husaren; sie hatten rote Hosen an und wuschen die Pferde im Bach.

Sie ging zu ihnen hinunter und redete einen an:

— Sagen Sie, mein Guter, wo ist Sándor Ember?

Der Husar blickte vom Pferde auf, sperrte Augen und Mund auf und rief laut:

— Kamerad, komm mal her! Eine Ungarin!

Die Husaren liefen zusammen wie die Ferkel, wenn man mit dem Kukuruz rasselt, vor lauter Freude gab es Getümmel, Gelächter und Flüche. Sie betrachteten, fragten sie, schnupperten an ihr herum, daß ihnen die Zähne wie Zucker schimmerten. Und als sie sich dann mit der Farbe und dem Duft der jungen ungarischen Frau vollgesogen hatten, hieß es endlich:

— Sándor Ember... Wer kennt Sándor Ember?...

— Lauft doch zum Herrn Wachtmeister, der muß ihn kennen!

Der Wachtmeister kam, ein Mann mit großem Schnurrbart. Auch der ergötzte sich an der kleinen jungen Ungarin und blickte sich an ihr satt, dann schüttelte er den Kopf:

— Den kenn' ich nicht. Sándor Ember? Von dem hab ich nie gehört.

Zsuzsánna's Herz stockte auf einmal. Warum hat sie dann so furchtbar viel Geld ausgegeben? Acht Gulden allein die Eisenbahn und schon zwei Gulden machen die übrigen Ausgaben aus. Dieser Schurke hat sie betrogen, er ist nicht hier, nur durchgegangen ist er vor ihr, denn wenn er hier Husar wäre, müßte ihn der Wachtmeister doch kennen.

— Nun, erschrecken Sie nur nicht, mein Täubchen, hier ist noch eine Kaserne, auch in der sind Husaren, gewiß wird er dort sein.

— Aber wie werde ich die finden?

— Zugsführer Mákos, führen Sie diese junge Frau in die andere Kaserne.

Zugsführer Mákos stellte sich hin, zog die Bluse zurecht, denn an dem warmen Herbstvormittag hatte er nur eine Bluse an, wie die anderen Husaren; dann machten sie sich auf den Weg und schritten leicht in der Richtung zur anderen Kaserne.

Zsuzsánna aber fühlte eine Enge in ihrem Herzen, denn mein Gott, vielleicht war der Bursche auch dort nicht!... Der Zugsführer blinzelte sie immer nur an, war aber kein gesprächiger Mensch; so dachte auch sie nur an ihr eigenes Leid. Wie hatte er sie schon dadurch hinters Licht geführt, daß er schrieb: — Was denkst du, mein süßer Engel, hieher kann man nicht kommen, mein lieber Engel, sechzehn gute Gulden kostet allein die Eisenbahn bis hierher, soviel Reisekosten sind das, mein süßer Engel. — Und als sie sich bei einem bekannten Eisenbahner erkundigte, waren es nur sechzehn Kronen. Dieser Vagabund schrieb dies freilich nur darum, weil er sich vor ihr fürchtete, er wollte sie nur loswerden, und nun war das Unheil doch schon da, die Burschen werden alle stark gesucht, und schnappt ihn ein Mädchen weg, dann kann sie gehen, wohin sie gerade blickte... Besonders den Sohn eines so berühmt reichen Mannes, dessen Vater sogar der Vizegespan die Hand reicht, und der alle übrigen Söhne studieren ließ! Nur dieser eine war bereits als kleiner Junge so ein Taugeichts, daß er nicht lernen wollte... Er wurde Schlosser...

— Hier biegen wir ein! — sagte Zugsführer Mákos.

Zsuzsánna erwiderte nichts, sie ging nur mit. Das Ganze war von Anfang an eine Schurkerei. Auch damals hatte er sie hinters Licht geführt, als sie eine

so gute Dienststelle hatte — damals hatte er sie von ihrem Platz fortgelockt, als er sie einmal weinend traf, weil sie sich mit ihrer Herrin verzankt hatte . . . denn er pflegte sie zu besuchen, aber recht sauer, denn sie gab sich ihm nie ; damals aber ergriff der Schlossergeselle wirklich die Gelegenheit : — Sie brauchen sich darum nicht zu kränken, Zsuzsánna, Sie haben schon genug gearbeitet, ich sage Ihnen, mieten Sie sich ein kleines Zimmer und ruhen Sie sich nun einige Wochen aus. Vom ersten Oktober an werden Sie einen besseren Platz bekommen . . . — Wie gut verstand es der Schwindler, zu flüstern und zu wispern, auch erbot er sich noch, das Zimmer zu suchen, wenn das arme Dienstmädchen keine Zeit hätte ; richtig nahm sie am fünfzehnten September ihr Buch heraus, und das kleine Geld, das darin war, und ging von ihrer guten Gnädigen fort, der Schlossergeselle erwartete sie unten und sie gingen zusammen durch die fremden Gassen, hinein in das entsetzliche Haus, Graf Haller-Gasse 72. III. Stock 66.

— Ach ja, hier müssen wir leiden im fremden Land — sagte Zugsführer Mákos.

Zsuzsánna starrte ihn durch die Tränen ihrer Augen an und ihr fiel ein, was aus ihr werden sollte, da sie nur einen Gulden und siebzehn Kreuzer in ihrer kleinen Börse hatte, wie sie heimfinden könnte, wenn es keinen Sándor Ember gab. Sie trocknete sich die Augen und schneuzte sich ; denn auch damals führte er mich hinters Licht, setzte sie für sich fort, als wir in das kleine Mietzimmer hineingingen und ich dort einen fremden Koffer sah ; da fragte ich, bitte Herr Ember, was für ein Koffer ist das? Doch er brummte nur etwas und sagte, er gehöre der Hausfrau, man werde ihn schon hinaustragen. Sie ließ es dabei und sie plauderten dort. Doch die Zeit verging, sie aber war auch damals müde wie jetzt — dann schloß man plötzlich auch das Tor, und doch ging er nicht fort . . . Auch sie sagte ihm, ach, Sándor, bitte, sind Sie nicht schläfrig? Da stand Sándor Ember auf, ging zur Tür und sagte, doch, ich bin müde, und sperrte die Tür zu. Was machen Sie bitte? Nun, Zsuzsánna, ich sage Ihnen die Wahrheit, dieses Zimmer gehört mir, aber das macht nichts ! Wohin sollen Sie nachts gehen, in die Welt, der Schutzmann würde Sie einstecken . . . So und so ist es ein Skandal . . . Darum mußte sie die gute Gnädige verlassen, bei der sie es so gut hatte wie eine reine Taube . . . Auch dadurch hatte er sie hinters Licht geführt, daß er ihr nicht sagte, daß er zum Soldaten eingezogen wird . . . Mit allem betrog er sie . . .

— Nun, hier ist die Kaserne — sagte Zugsführer Mákos.

Zsuzsánna steckte den Kopf zum Gittertor hinein, gleich hätte sie ihr Leid vergessen, wenn sie Sándor Ember im Hofe erblickt hätte. Doch sie sah ihn nirgends. Da waren viele Husaren durcheinander, manche angezogen, manche nur in Hose und Hemd an diesem schönen Herbsttag, sie lungerten herum, führten Pferde und taten sonst etwas. Jeder war da, nur gerade dieser eine Sándor Ember fehlte.

Auch Zugsführer Mákos ließ sie stehen, er schritt vorwärts, wohl um sich nach diesem Schurken zu erkundigen, und Zsuzsánna brach in Weinen aus. Sie konnte ruhig herkommen, das ist schon wahr ; es war wohl so, man mußte ihr sogar glauben, daß sie eine Frau war . . .

— Sándor Ember, Sándor Ember ! — hörte sie rufen — Wer hat gesehen, wo Sándor Ember ist?

Auch hier kam ein großer Wachtmeister, aber ein Deutscher, man konnte wohl sagen, daß sein Gesicht rot war ; er hatte einen kleinen Schnurrbart

und ein breiter langer Säbel baumelte ihm vom Bauch zu den Beinen herab.

— Sándor Ember, — sagte er nach deutscher Art — weil er nur ein bisschen ungarisch konnte — jetzt ist er fort, Frau . . . Station . . . Telegramm . . .

Zsuzsánnas Lippen bebten. Es gibt also dennoch einen Sándor Ember? . . . Der gute, liebe Junge . . .

Die ganze Kaserne steckte die Köpfe zusammen; alle kannten Sándor Ember. Er ist nun mit Ferenc Sötér zur Station hinaus, um seine Frau abzuholen. Ei, so ein Wunder, daß sie sich nicht getroffen haben. Er sagte, daß seine Frau komme, da sie telegraphiert habe.

Das kleine ungarische Mädchen freute sich im Hofe der großen Kaserne; es machte ihr nichts, wenn es nur den Sándor Ember gab.

— Wie haben Sie, Liebe, hergefunden? — so schöne Dinge fragte man sie.

— Ach du lieber Gott, — antwortete sie — so einen Weg wünsch' ich nicht mal meinem Todfeind . . . Ich hätte nicht hergefunden, gäbe es nicht auch unter den Deutschen gute Menschen. Ach, als mich die Eisenbahn auf einmal unter ein Volk brachte, wo dann kein Mensch ein einziges ungarisches Wort kannte, weder Schaffner, noch Reisender, weder Frau, noch Kind, mit einem Wort keiner. Aber dann war dort ein Herr, ein alter Herr von gutem Aussehen, dem zeigte ich meinen Zettel . . .

Sie nahm ihren Zettel hervor. Der große Wachtmeister las und verstand ihn, weil er in seiner Sprache geschrieben war: — Ich bin Sándor Embers Frau, Zsuzsánna Pete, reise nach Klagenfurt zu meinem Mann, der bei den sechser Husaren dient, und bitte die guten Menschen, und Sie zu zeigen, in welcher Richtung ich zu gehen habe.

— Also das war mein Glück, denn auch dieser alte Herr reiste hin! — fuhr Zsuzsánna fort — der Ärmste erklärte mir mit Händen und Füßen, als ob ich taub wäre, daß auch er hinfahre, ich möge nur mit ihm gehn, wo er aussteigt, soll auch ich aussteigen . . . Nun, ich gab auch dann die ganze lange Nacht hindurch auf ihn acht, keinen Augenblick machte ich die Augen zu, und da seh ich auf einmal, so gegen Morgen, auf einer großen Station, daß ich den Alten nirgends finde. Jesus Maria, der ist ausgestiegen. Nun, da spring auch ich wie ein Narr auf und vom Zug hinunter.

Die Husaren schlugen sich die Schenkel mit der flachen Hand, und lachten laut über die erschrockene, herrlich schöne ungarische Erzählung der jungen Frau.

— Ich wäre verloren gegangen, ich wäre rein verloren gegangen, doch der Alte bemerkte, daß ich weg war. Da lief mir der Alte nach, ich möge zurückkommen, er schleppte mich mit sich, ich wußte gar nicht, wie er mich gefunden hatte. Er sagte, er wäre nur ausgestiegen, um ein Glas Bier zu trinken. Doch der Zug ging schon fast ab, als wir hinaufsprangen, und der Arme hätte doch noch gerne ein zweites Glas getrunken, weil er meinethalben so durstig geworden war . . . So kam ich her; mit solchen Leiden mußte ich herkommen.

Sie trocknete sich das schweißgebadete Gesicht und die Augen. Der Wachtmeister winkte ihr, er rief sie in die Schreibstube, damit sie sich setzen konnte.

— Nun, macht nichts, wein nicht, still! . . . — sagte er zu ihr. — Meine Frau nichts . . . — und so stammelte und erklärte er ihr gutherzig, daß er und seine Frau sie zu sich nehmen würden, dort könnte sie bei ihnen sogar drei Jahre bleiben, so lange ihr Mann diene, dort würde sie in der Küche helfen.

Jawohl, — sagte Zsuzsánna, zog ihre winzigen Augen zusammen und blickte auf den Boden — es wäre doch verrückt, volle drei Jahre umsonst zu dienen, — sie brach in lautes Weinen aus.

— Ach, lieber Herr, bitte, lassen Sie lieber Sándor Ember frei, das ist ein schwacher Mensch, ein Schlosser, in seiner Lunge hat er den vielen Eisenstaub und den Kohlenrauch, der taugt nicht zum Soldaten. Bitte doch zu machen, daß er heim kann, gnädiger Herr Wachtmeister, Gott segne Sie, auch ich kann nicht arbeiten, immer werde ich vom Schwindel ergriffen, und gleich geht es in meinem Innern drunter und drüber, wenn ich mich bücke...

Dem Wachtmeister wurden die Worte der kleinen jungen Frau erklärt. Der große Deutsche lachte und weinte, er erhob seine Rechte und streichelte mit seiner dicken Handfläche das schwarze Haar der kleinen Zsuzsánna, weil sie bereits ihr Tuch vom Kopfe genommen hatte.

— Gut, ist gut, soll sein... Sollst nicht weinen zu allen drei Teufeln... Einen Monat, zwei Monate schlafen... Geht heim dein Mann, ich werde etwas tun...

Zsuzsánna lachte im Innern und beugte sich über die große sommersprossige Hand des Deutschen, sie küßte sie.

Da kam nun auf einmal Sándor Ember mit Ferenc Sötér, seinem Kumpan. Sein Gesicht war wie die Flamme, Zsuzsánna sah es gut, obwohl ihre Augen voll Tränen waren. Sie stieß einen Schrei aus und warf sich ihm an den Hals.

— Zsuzsánna Pete — rief der Bursche.

Alle freuten sich dort... die ganze Schreibstube, die ganze Kaserne, vielleicht sogar die ganze Stadt Klagenfurt erbebte ein wenig vor Freude.

Zsuzsánna klammerte sich dem langen, hageren Husaren am Halse fest.

— Ach, siehst du, daß ich zu dir gekommen bin!...

Sándor Ember sah, daß sich alle mit ihm freuten, der Scherz begann ihm fast zu gefallen.

— In welch' schlechter Haut du steckst, meine Seele, — setzte Zsuzsánna fort — wie sehr du leidest; fürchte dich nicht, du leidest nicht mehr lang, der Herr Wachtmeister hier hat versprochen, daß er in zwei Monaten aus dir einen freien Menschen macht... ich hab' ihm schon die Hand dafür geküßt.

Das Gesicht des Burschen erstarrte vor Freude. Eng und hart umarmte er das Mädchen, er fühlte, was für ein Weib das war!...

— Nun, Zsuzsánna, du wirst es nicht bereuen, daß du gekommen bist... Wenigstens hast du gezeigt, was für eine Frau du mir bist...

Zsuzsánna's Augen füllten sich mit Tränen, Sándor Ember hatte es also ausgesprochen...

Sie reckte sich hoch und stolz auf und lächelte. Sie war mit sich zufrieden.

Ja, sie hatte doch gewußt, daß es gut war, herzukommen... Nun konnten die deutschen Mädchen schon blicken, jetzt würden sie ihr ihren Mann nicht mehr wegschnappen...

EIN ECHTER SZEKLER

VON JOSEF NYIRŐ

Szekler, — unbändig, leidenschaftlich und stark, deren Verstand scharf war, wie ein zweischneidiges Schwert, in Reimen redende Dichter, Holzhuren schnitzende Künstler, Ritter schöner Frauen, beim Klarinettenklang Hochzeit haltend, in Ehrfurcht die Hand der Mutter küssend, beim Glockengeläut den Hut abnehmend: das waren seine Ahnen.

Wir trieben immerfort Scherz mit ihm:

— Nun, Alter, wir haben einen neuen Obergespan.

— Wer ist es denn? — paffte er eine Portion Rauch aus.

— Ein sehr gestrenger, großer Herr, ein Graf.

— Ich werde ihn mir schon ansehen! — beruhigte es uns.

Und er sah ihn sich an. Zwanzig Kilometer wanderte er darum.

— Ich bin Adam Füzy. Vierzig Jahre hindurch Notar. Seit einigen Jahren im Ruhestand.

— Was ist gefällig, Alter? — erwies der Graf der weißen Gestalt mit saurer Miene die Ehre.

— Ich war neugierig auf Dich, Ew. Hochgeboren und kam, Dir meine Aufwartung zu machen.

Ein wenig amüsiert maß der Obergespan den hageren Mann in Stiefeln und ungarischem Schnürrock:

— Ein echter Szekler!

— Das will ich meinen! — griff der Alte nach seinem burschenhaft gedrehten Schnurrbart und kehrte stolz heim.

— Wie gefiel der neue Obergespan? — überraschten wir ihn.

— Der gehört in ein Krankenhaus — bemerkte Adam Füzy geringschätzend. — Aufgezehrt ist die Kraft seines Lebens.

— Übrigens kenne ich ihn noch aus der Zeit, da er Reichstagsabgeordneter war. Ihm hatte Mózsi, der Narr, das seine gesagt.

Wir alle kannten Mózsi, den Narren. Den fürchterlichen Urmenschen des Schneegebirges. Sommer und Winter ging er barfuß, mit einem weit offenen Hanfhemd auf der Brust und einem knorrigen Stock in der knorrigen Hand. Ein klafferhoher, zerlumpter Bergriese, dem Stammholz gleich, zerzaust, verstockt, wortkarg, mit den Wäldern lebend, mit dem Feuer ruhend, mit jedem Felsenriff Kameradschaft haltend: ein großartiger Narr. Manchmal kam er aus dem Reich der Tannen herab und bat um einen Groschen. Er bettelte nicht, er bat! In jenem Fall hatte der Graf zufällig kein Kleingeld bei sich, und wollte den Sohn der Berge nicht mit leeren Händen ziehen lassen. Da wandte er sich zum Obernotar, der neben ihm stand, Mózsi aber schüttelte nur sein gelocktes Haupt und maß ihn voll Verachtung:

— Meinetwegen soll der Herr keine Schulden machen.

Und ging stolz davon.

— So ist der Szekler, ob nun Bettler oder Narr! — philosophierte der Alte.

— Lebt er denn noch, Mózsi, der Narr?

Die goldigen Augen Adam Füzys füllten sich mit flüchtigen Tränen und er schüttelte nur den Kopf... Still sann er vor sich hin. Nur mit einem so farblosen, weißen Schädel, diesem runenverzierten, alten Angesicht kann man so tief und stumm überlegen, mit einer solchen grauen Eulenstarre und allwissenden Mässigung, wenn das Wort, einem Vogel gleich, selbst auf dem kurzen Weg von Frage zu Frage fliegend, noch Ruhe hält. Wir wußten, daß er etwas in Scherz erstickte, weil er auf seine Schelmereien mit jungen Frauen zu sprechen kam. Wir halfen ihm vergessen, und liebkosten seine unschuldigen Abenteuer.

Unterdessen wurde es Abend. Hier und dort auf den Bergen leuchteten die Hirtenfeuer auf. Die Vögel wandten sich heimwärts in ihr Nest. Auf den Wänden schwiegen die Szekler Krüge mit den Blumen der Stille in ihrem Schoß. Die hohen Stühle umstanden den Tisch stumm und ernst. Die Schelmereien des alten Adam Fúzy flogen plötzlich aufgescheucht auf und er blickte aus der Tiefe seines harten Schädels düster in die Welt hinein. Wir störten ihn nicht. Hoch über dem Dorf stand finster ein runder Berg, mit schönen Bäumen zu seinen Füßen, üppigem, dichtem Haar gleich; der Gipfel aber war kahl, kalkig und weißwulstig, wie das Haupt eines Klosterbruders aus Pilis. Plötzlich flammte auch dort das Feuer auf. Der alte Adam Fúzy erbebte, als er es sah... Wir wußten, daß er es brennen läßt, doch hielt er es geheim, warum. Der Dorfarme, Thomas Ábris Mihály, der vor Alter unfähig war zu arbeiten, hütete das Feuer, doch konnte man auch von ihm nichts erfahren, weil er niemanden beim Feuer dulden mochte. An einem vernachlässigten, grabförmigen Hügel brannte das Feuer auf einem Gipfel des Nagyszállás. Der Alte blickte hinauf und stellte uns die Frage:

— Kennt Ihr die Geschichte dieses Feuers?

— Wie hätten wir sie gekannt, wenn der Alte sich äußern wollte? Es war eine Seltenheit, ihn in einer so mitteilbaren Stimmung zu finden. Wir saßen nur und lauschten. Der Alte seufzte und die Worte schlugen an seinen Lippen aus. Er wies zum Gipfel des Nagyszállás empor:

— Mit diesem Feuer werde auch ich erlöschen... Vielleicht hörtet Ihr es. Seit zehn Jahren lasse ich das Feuer dort am Fuß eines Grabes legen. Andere legen Blumen auf ihre Gräber, ich — Feuer.

— Wer liegt dort begraben? — faßten wir Mut.

Das alte Haupt sank herab.

— Dort?... Dort?...

Forschend sah er uns an und sprach es endlich aus:

— Dort, Mózsi, der Narr... Mein Sohn.

Wir senkten nur die Köpfe. Mit völliger Aufgabe des Kampfes fuhr er fort, leise, mit sickernden Worten.

— Der Mensch gleicht den Straßensteinen. Alles geht darüber hinweg...

Als ob er etwas heiterer geworden wäre. Er hatte etwas in seinem Leben gefunden. Gierig warteten wir, es zu erfahren.

— Und doch hatte ich sie überlistet! Jawohl! — lachte er auf. Fünfundzwanzig österreichische Gulden waren mein Gehalt. Ich bat, man möge mir bessern. Umsonst. Ich bat von neuem. Oft. Man beachtete es gar nicht. Da hielt ich um eine Hilfskraft an... Man lachte mich einfach aus: — Wozu

denn das? — Aber da sagte ich es ihnen: — Damit jemand im Büro sitzt, während ich betteln gehe...

Was für einen fürchterlichen, glühenden Kopf er in dieser Welt zu schleppen hatte!

— Damals war mein Sohn noch ein Bürschlein. Ich konnte ihn nicht einmal unterrichten lassen. Wovon denn?... Seine Mutter lag zum Glück schon längst in der Erde. Eines Morgens stellt sich der Fratz vor mich hin: Vater, ich gehe, mein Glück versuchen! — sagte er. — Damit wenigstens ich Euch nicht zur Last falle. Vielleicht könnte ich Euch irgendwie behilflich sein... Ich hätte ihn sowieso nicht zurückhalten können, da ließ ich ihn denn ziehen.

Die Erinnerungen machen den Alten blaß. Sein gelber Schädel beginnt zu glänzen. Flüsternd ächzt er:

— Nur einen Kuß und einen Groschen konnte ich ihm geben... Das war alles, was ich besaß.

Ein Kuß und ein Groschen: das war des Sohnes ganze Erbschaft. Welcher von beiden ließ ihn wohl irre werden?...

— Lange Zeit sah ich ihn nicht. Er schrieb nie, ließ nichts von sich hören. Ich meinte schon, daß er irgendwo umgekommen sei... Da tauchte plötzlich Mózsi, der Narr auf. Niemand wußte, wer er war, woher er kam. Wie hätte ich ahnen können, daß er mein Sohn ist! Auch er zeigte es niemals, daß er mich erkannt hatte. Er vermied das Dorf. Hier bettete er nie... Nun weiß ich, warum! — Und tief senkte sich das Haupt des alten Mannes: — Er wollte mir nicht zur Last fallen!...

Adam Füzy hielt eine Pause. Es ist schwer, so etwas auf einmal zu erzählen. Erschüttert schwiegen auch wir. Er seufzte tief.

— Zehn Jahre mag es her sein, da traf ich ihn eines Abends aus der Stadt kommend außerhalb des Dorfes. Ich kam zu Fuß und auch er ging nicht anders. Er weinte schluchzend, einem Verdammten gleich. Kaum konnte er sich vorwärts schleppen. Seinen großen Stock zog er hinter sich her, mit gekrümmtem Rücken, wankend, fast zusammenbrechend. Ich holte ihn bald ein. — Was feht Dir denn, Mózsi? — redete ich ihn an.

Er blickte mich starr an. Sein Gesicht, sein Hals, seine bloße Brust waren schweißbedeckt, seine Augen wurden rund:

— Es gibt keine Groschen mehr auf der Welt!

— Um diese Zeit gingen die Groschen aus der Mode. Darum bekam der Arme keine Groschen mehr, ein anderes Geld aber hätte er niemals angenommen.

— Vielleicht darum, — und die Stimme des Alten schluchzte auf — weil auch ich ihm nur einen Groschen geben konnte, als er fortging. Und es darf doch nicht sein, daß ihm jemand geben mehr soll, als sein eigener Vater.

— Es tat mir leid um ihn. Irgendwie schleppte ich ihn mit mir. Aber kaum einen Steinwurf weit vom Dorf überfiel er mich:

— Gib mir zu essen!

— Er rief es brüllend. Und die Berge warfen seine Worte verdoppelt zurück. Seine fürchterliche Gestalt empörte sich. Ich rang mit ihm. Er schleuderte mich aus seinem Weg, warf mich auf den Boden, half mir wieder auf, wütete, fast schlug er mich tot.

Bei den ersten Häusern brach er endgültig zusammen. Er wurde still, sein Gesicht glättete sich und mit einem liebevollen Lächeln sagte er voll Innigkeit:

— Vater!

— Es war sein letztes Wort. Er starb vor Hunger. Wer weiß, wie lange er nicht gegessen hatte. Aber er stahl niemals!... Niemals!

Der alte Mann brüllte die letzten Worte. Aus seinem Haupte, das einem Totenschädel glich, blickte uns der Irrsinn an. Taumelnd ging er zur Brieflade. Er warf ein vesgilbtes Papier und einen wertlosen Groschen vor uns auf den Tisch.

— Hier ist es! Dies fand ich in seiner Tasche.

Auf dem verblaßten Papier stand mit kaum lesbaren, vergilbten Buchstaben:

— Diesen Groschen erhielt ich von meinem Vater.

So war es also der Kuß, der den Jungen getötet hatte.

Der alte Adam Füzy beruhigte sich wieder.

— Andere legen Blumen auf ihre Gräber, ich Feuer, — denn die Welt ist verdammt kalt.

Erstarrt und sinnend saßen wir da. Auf dem Gipfel des Nagyszállás loderte das Opferfeuer; der Scheiterhaufen des untergehenden Szeklertums, ein Sinnbild, das die Geheimschrift vergangener Zeiten erhellt, Zierde der Wälder, nächtlich erblühte Rose, stille Schönheit, welterwärmendes Ehrgefühl, liebesuchendes, nächtliches Licht.

OSZK

STOSSGEBET

DANIEL BERZSENYI

*Gott, den des Weisen Feuergeist nie erreicht,
Dem nur die Seele ahnend entgegenbangt :
Dein Wesen leuchtet wie die Sonne,
Zu der den Blick wir nicht dürfen senden.*

*Der hohe Himmel, Äthers Urane viel,
Herkreisend um Dich, durch festen Spruch gebannt ;
Die unsichtbaren Würmer alle
Wunder sind sie Deiner Meisterhände.*

*Du riefst der Arten Tausende wach im All,
Hervor aus dem Nichts und es vermag Dein Blick
Zertrümmern und erbauen Welten,
Weisen den Strömen der Zeit die Wege.*

*Die Größe Dein laut preisen Zenit, Nadir,
Der Stürme Streiten, flammende Himmelsglut,
Die Blitze, Tau, ein' jede Blume
Künden das Tun Deiner starken Hände.*

*Verehrend knie ich, Herrlicher, hier vor Dir!
Wenn einst die Seele, frei ihrer Banden, schwebt
Und Dir sich nähern darf, oh dann dort
Wird sie wonach sie gebangt erreichen.*

*Inzwischen trockn' ich Tränen, so fließen reich
Und geh des Weges, den Du gezeichnet mir :
Den Weg der bessern, edlen Seelen,
Solang die Füße mich können tragen.*

*Vertrauend harr' ich kommender Grabesnacht,
Sie mag wohl düster, nicht aber grausam sein.
Dein Werk ist's, dort unsre Gebeine
Decken die Hände, die milden, Deine.*

Übersetzt von Nikolaus Balogh

VANITATUM VANITAS

FRANZ KÖLCSEY

*Schlagt die Schrift auf, so ihr Wahrheit
Reifen Sinnes, kühl begehrt,
Und ihr findet, was voll Klarheit
Salomo der Weise lehrt.
Daß auf diesem Weltenrunde
Alles eitel ist im Grunde :
Winter, Schnee und Sommer, Tau . . .
Alles eitel, leere Schau!*

*Unsre Erd' ein Ameishaufen,
Ist ein Eintags-Phänomen,
Und der Blitze Donnerläufen :
Bienensummen, Irrwischwehn,
Der Geschichte Flügelschwingen
Kleiner Seufzer im Verklingen.
Prunk ist — Dunst, und tausend Jahr'
Sind nur Seifenblasen gar.*

*Alexanders Siegesflüge
Waren Hasenjagden nur,
Etzels Horden Wespenzüge,
Rattenwirrwarr auf der Flur.
Des Corvinus Heldenscharen,
Bonapartes Ruhmfanfaren
Und die Weltschlacht Waterloos
Waren Hahnenkämpfe bloß.*

*Heldenhaftes Tugendprangen?
Fieber nennt's der Anatom.
Unsres Herzens Glutverlangen?
Nur des Blutandrangs Symptom.
Des Sokrates Schierlingsschale,
Catos, Zrinyis Wundenmale
Sind ohn' jeden Unterschied
Einer Narrheit Kettenglied.*

*Und ihr, Weisen, sagt, was brachtet
Ihr denn Großes, Treffliches?
Rausch den Schädel euch umnachtet,
Plat*

*Stumpfsinn, der Systeme stoppelt,
Dummheit koppelt und verdoppelt,
Kartenhäuser, Luft und Wind
Alle Wissenschaften sind.*

*Demosthen, des Worte flammen,
Ist ein keifend Fischweib bloß,
Xenophon entlockt den Ammen
Märchen, die an Süsse groß.
Pindars hoher Hymnen Hallen
Ist nur Wechselfiebers Lallen,
Und was meißelt Phidias,
Nur zerkerbter Stein ist das.*

*Was ist Lebens Flammensausen?
Nur ein Funken im Vergehn.
Und der Leidenschaften Brausen?
Eines Falters Flügelwehn.
Anfang — Ende sich berühren,
Und die uns durchs Leben führen :
Hoffnung, Glaubens heilge Brunst
Sind ein Regenbogen, Dunst.*

*Unser Glück ist : Mondenschimmer,
Unser Unglück flüchtger Rauch,
Unsre Welt ein Kerzenflimmer,
Und der Tod ein leiser Hauch.
Unsterblichkeit, Ruhmeskränze
Sind nur Blumenduft im Lenze,
Der für eine Spanne Zeit
Überlebt der Rose Kleid.*

*Laß die Welt! Veracht' als Weiser
Alles : Größe, Macht und Los,
Leben, Wissen, Lorbeerreiser!
Lös' dich leis von Allem los!
Laß' als Fels dich nicht bewegen,
Nicht von Freud' und Leid erregen!
Schön und häßlich gleich dir sei, —
Geh' geschlossnen Augs vorbei!*

*Ob mit dir sich drehn, ob stehen
Diese winzge Erde mag,
Ob der Mond, die Sonne gehen
Düster oder hell wie Tag, —
Mag das falsche Glück im Reigen
Dir wie immer auch sich zeigen,
Weder gut, noch schlecht ist das . . .
Vanitatum vanitas!*

Übersetzt von Friedrich Lám

DIE THEISS

ALEXANDER PETŐFI

*An der Theiß gekrümmtem Sandgestade
Stand ich eines Sommerabends — grade
Dort, wo ihr die Tür kommt zugeflogen,
Wie das Kind, von Mutterbrust gezogen.*

*Wellenlos, mit schlangenweicher Glätte
Floß sie sanft in ihrem flachen Bette,
Daß ein Sonnstrahl etwa nicht vom Hauche
Ihrer Wogen auszugleiten brauche.*

*Gleich den Feen, der Sonne rote Lanzen
Taten auf der stillen Fläche tanzen,
Ihre Schritte — hörbar fast den Ohren —
Klirrten leis, wie feine Silbersporen.*

*Gelber Teppich, aus dem feinsten Kiese,
Grenzte eine langgestreckte Wiese,
Drauf — wie Zeilen sich im Buche reihen —
Lag das Heu in frischgemähten Reihen.*

*Hinter ihr, in würdevollem Schweigen,
Steht ein Wald mit nachtumhüllten Zweigen,
Nur die Wipfel brennen, oder bluten
Von der Sonne roten Abendgluten.*

*Drüben Ginst und Haselbüsche rändern
Bunt den Strand mit ihren dichten Bändern,
Aus der Ferne eine Dorfturmspitze
Schaut die Theiß, durch einen ihrer Schlitze.*

*An vergangne, teure Tage mahnend,
Rosenwolken schwammen in dem Abend,
Aus der Fern' der Marmarischer Rücken
Felsenriffe bläuten vor den Blicken.*

*Alles schwieg. Nur selten drang der schrille
Pfiff der Amsel in die Kirchenstille,
Denn der fernen Mühle Braus sichs hörte
Als ob eine Gels die Flügel rührte.*

*Hin, zum Flußrand, mir grad gegenüber,
Eine Dirn kam. Sah auf mich herüber,
Füllte ihren Krug nach einer Weile
Und verschwand im Haselbusch in Eile.*

*Stand noch lang dort — ohne mich zu regen —
Festgewurzelt, stumm, in süßem Beben,
Träumend, betend tief in mir versunken,
Von der Erde ew'ger Schönheit trunken.*

*O, Natur, Du Schöne, Hehre! Wessen
Sprache könnt sich mit der Dein'gen messen!
Je mehr Du verschließt Deine Lippen,
Umso schön're Worte weißt zu schicken!*

*Nacht wars schon, als ich den Hof erreichte,
Wo zum Mahl man frisches Obst mir reichte.
Plauschte lang noch mit den Leuten — fleißig
Brannte auf dem Herd das dürre Reisig.*

*Unter Anderm also sprach ich : — Sehet,
— Unrecht ists, daß ihr die Theiß so schmähet.
— Hört doch auf mit eueren Beschwerden!
— Ist sie ja der frommste Fluß der Erden!*

*Tags darauf kaum, durch die Feuerglocken
Ward vom Schlaf ich plötzlich aufgeschrocken.
Draußen riefs : — Die Theiß kommt! — Blickt mit Grausen
Aus dem Fenster : Ein Meer tobte draußen.*

*Wie der Irre sprengt seine Eisen,
Brach die Theiß durch Wälle, Dämme, Schleusen.
Sauste, brauste, stürzte, wälzte, rollte,
Als ob sie die Welt verschlingen wollte.*

Übersetzt von vitéz Georg Dieballa von Fehérvár

MEINEM SOHNE

JOHANN ARANY

*Gott sei Dank! der Abend stellt sich ein,
Auch mit heut' nahm ab der Erde Pein.
Allein brennt ein armes Kerzchen hier,
Draußen lauscht das Dunkel vor der Tür.
Wachst noch, Söhnchen, spät nach Tageswende?
Weich und warm bereit dein Bettchen steht —
Schließend schön die lieben kleinen Hände,
Sprich mein Kind dein abendlich' Gebet.*

*Sieh', ich bin ein armer Dichtermann :
Der den Erben wenig lassen kann ;
Höchstens einen Namen makellos :
Vor der Menge eitler Schimmer bloß.
Deinen Sinn zum Glauben drum ich wende
Und ihn pflanz' in deines Herzens Beet. —
Schließend schön die lieben kleinen Hände,
Sprich mein Kind dein abendlich' Gebet.*

*Glaube steht dem Armen hoch in Wert,
Da er dulden ihn, und hoffen lehrt :
Und er, bis der Tod nicht macht den Schluß
Immer dulden, immer hoffen muß!
Oh, wenn stark der Glaube in mir stände
Wie dereinst, — und Trost mir bieten tät'! . . .
Schließend schön die lieben kleinen Hände,
Sprich mein Kind dein abendlich' Gebet.*

*Wenn vom Kreise lust'ger Kameraden
— Früh schon — sollt' die Arbeit rufen dich,
Und von Fremden wirst mit Last beladen,
Deren Liebe dir stiefmütterlich —
Balsam da des Glaubens Trost dir spende,
Um den stumm verborg'ne Träne fleht. —
Schließend schön die lieben kleinen Hände,
Sprich mein Kind, dein abendlich' Gebet.*

*Wenn du sehen, fühlen wirst die Not,
Ehrlichkeit die zu ersticken droht,
Daß zertreten Tugend wird und Geist,
Während Schwäche uns zum Neide reißt,*

*Und des Dummen Glück blüht ohne Ende —
Sei der Glaube, der stärkend dich umweht!
Schließend schön die lieben kleinen Hände,
Sprich mein Kind dein abendlich' Gebet.*

*Und wenn einst dich die Erfahrung lehrt,
Daß dir fremd ist deiner Väter Erd'
Und die Strecke von Geburt zum Tod
Langer Zeit zur Grenze sich erbot :
Dir zum Trost den heil'gen Spruch verwende :
»Wir sind Pilger ohne feste Stätt'!«
Schließend schön die lieben kleinen Hände,
Sprich mein Kind dein abendlich' Gebet!*

*Hoff', oh hoffe eine bess're Welt!
Wo Triumph die reine Tugend hält :
Sonst kann diese Erd' und dein Geschick
Gegen Gott mit Groll erfüllen dich'.
In der Träume Himmel ich dich sende,
Nur den Abschiedskuß noch — dann ins Bett:
Schließend schön die lieben kleinen Hände,
Sprich mein Kind dein abendlich' Gebet!*

Übersetzt von Ladislaus Torkos

BÜCHERSCHAU

UNGARISCHE POLITIK NACH DER SCHLACHT VON MOHÁCS (*Magyar politika a mohácsi vész után*). Von *Ladislau Bárdossy*. Kön. Ung. Universitäts-druckerei, Budapest, 1943. 380 S.

Der gewesene ungarische Ministerpräsident gab in seinen politischen Erklärungen auch während seiner Regierungszeit von seiner außergewöhnlichen literarischen, geschichtlichen und geschichtsphilosophischen Bildung Zeugnis. Die Äußerungen seit seiner Abdankung, die von der ungarischen Intelligenz stets warm begrüßt wurden, sind gleichfalls Kundgebungen eines scharfsinnigen Denkers über die höhere Bestimmung des europäischen Menschen und über den entwickelten geschichtlichen Sinn des Ungartums. Dies alles erklärt, daß das unlängst erschienene Buch von Ladislau Bárdossy von wissenschaftlichen Kreisen und vom großen Publikum in gleicher Weise spannungsvoll erwartet wurde. Das Werk nimmt nicht nur auf die Ereignisse der Zeit zwischen den zwei Weltkriegen oft Bezug, sondern enthält auch an sich die Darstellung eines der schicksalsträchtigen Abschnitte der ungarischen Geschichte. Die Jahre zwischen der Schlacht von Mohács (1526) und dem Tode Georg Martinuzzis sind die entscheidungsvolle Zeit, in der das mittelalterliche Ungarn zusammenbrach und neues Leben sich zu regen begann. Die Darstellung dieses an verwickelten Ereignissen, überraschenden Wendungen und eigenartigen Persönlichkeiten so überreichen Zeitabschnittes gelang Bárdossy meisterhaft. Das von wissenschaftlicher Gründlichkeit zeugende, geistvoll geschriebene Werk gelangte in vorbildlicher Ausstattung vor die Öffentlichkeit; es wird gewiß auch dem für mitteleuropäische Geschichte interessierten ausländischen Leser unentbehrlich sein.

GESCHICHTE UNGARNS (*Magyarország története*). Von *Dominik Kosáry*. Ausgabe des Landessenates für Unterrichtswesen. Budapest, 1943. 412 S. Mit 6 Karten und 16 Bilderbeilagen.

Dieser in der Reihe »Nationalkunde« der »Bibliothek der Nationalerzieher«

erschienene stattliche Band gibt den ungarischen Urtext des Werkes, das Verf., ein Schüler von Prof. Gyula Szekfű, 1941 »A History of Hungary« betitelt in New York in englischer Sprache erscheinen ließ, und das demnächst in französischer Sprache in der Ausgabe des Graf Paul Teleki-Institutes, in schwedischer Sprache aber durch das Ungarische Institut in Stockholm vor die Öffentlichkeit gelangen soll. Nach den Darstellungen der ungarischen Geschichte in verschiedenen fremden Sprachen von Georg Balanyi, Alexander Domanovszky, Franz Eckhart, Dionys Jánossy und Emmerich Lukinich macht das Buch Kosárys zunächst die Ergebnisse der »Ungarischen Geschichte« von Bálint Hóman und Gyula Szekfű dem ungarischen Lehrerstand bzw. dem ausländischen Publikum zugänglich. Seine Betrachtung der ungarischen Geschichte, die er in schlichter Form erzählt, bekundet eine konservative, christlich-nationale Gesinnung. Wohl versucht er zuweilen über die Popularisierung hinauszugehen, doch zwingt ihn der gewaltige Stoff von tausend Jahren Geschichte immer wieder in den streng bestimmten Rahmen zurück. Einem besseren Stoffkreise gegenüber und bei höheren schriftstellerischen Ansprüchen würde Verf. an Lytton Strachey erinnern. Der Anhang enthält das Verzeichnis der Könige von Ungarn, der Fürsten von Siebenbürgen und der ungarischen Ministerpräsidenten sowie die Geschlechterfolge der Herrscher aus den Häusern der Árpáden, der Anjous, der Jagellonen, der Häuser Habsburg und Habsburg-Lothringen. Zu bedauern ist die äußerst dürftige Bibliographie.

SIEBENBÜRGEN AUF DEM UNGARISCHEN REICHSTAG (*Erdély a magyar országgyűlésen*). Bd. III. Zusammengestellt von *Josef Végh*. Ausgabe der Siebenbürgischen Partei, Kolozsvár, 1944. 168 S.

In der Reihe, in der die Siebenbürgische Partei die quellenmäßigen Dokumente über die parlamentarische Tätigkeit ihrer Mitglieder veröffentlicht, gelangen in diesem Bande die im Oberhause gehaltenen Reden und Interpella-

tionen zum erstenmal zum Abdruck. Die auf Grund der Tagebücher des Parlamentes zusammengestellten, glaubwürdigen Texte erscheinen teils in vollem Umfange, teils in breiten Auszügen. Von dem vielschichtigen Inhalt des Bandes verdienen als Kundgebungen von allgemeiner Bedeutung vor allem die umfangreiche Rede von Graf Béla Teleki über »Den Weg der ungarischen Reform«, sowie die großzügigen Ausführungen von Emmerich Mikó über die Reform der ungarischen Nationalitätenpolitik, von Desider Albrecht über die der ungarischen Verwaltung und von Desider László über die der ungarischen Kulturpolitik Aufmerksamkeit.

ALTE UNGARISCHE HEIME (*Régi magyar otthonok*). Von Paul Voit. Kön. Ung. Universitätsdruckerei, Budapest, o. J. (1943). 320 S. Mit zahlreichen Abbildungen.

Der schöne Band enthält die erste umfangreichere, aber in jeder Hinsicht gediegene und hochwertige Darstellung altungarischer Heimkunst. Verf., der sein Werk auf die Anregung von Prof. Tibor Gerevich schrieb, zeigt den Entwicklungsgang der ungarischen Wohnungskunst von der Urgeschichte des Ungartums bis auf unsere Tage, wobei seine Darstellung durch eine Fülle von herrlichen Abbildungen veranschaulicht wird. Der junge, verdiente Beamte des Ungarischen Kunstgewerbemuseums betrachtet sein Material zunächst vom Blickpunkt des Ästhetikers und Kunsthistorikers aus, so daß er die Inneneinrichtungen und Heime des eingewanderten Kleinbürgertums und der unteren Volksschichten außer Acht läßt. Umso größer ist die Bedeutung seines Werkes auf diese Weise für das Ausland, da das Dasein eines ungarischen Bürgertums selbst heute noch vielfach bezweifelt wird. Dieses Buch, für dessen herrliche, geschmackvolle Ausstattung der Kön. Ung. Universitätsdruckerei alle Anerkennung gebührt, bietet dem Leser unleugbare, ja handgreifliche Zeugnisse der tausendjährigen Kontinuität ungarischen bürgerlichen Lebens; es darf als köstliches Geschenk für das Ungartum begrüßt werden, für das Ausland aber ist es noch mehr: ein Zeugnis für die europäische und doch einzigartige Kultur einer Welt, die bisher bloß als völkische Exotik galt. Eine Ausgabe des Buches für das Ausland wäre dringende Pflicht, dabei auch für jeden Verleger ein einträgliches Geschäft.

CHARAKTEROLOGIE (*Jellemtan*). Von Ladislav Mátrai. Ausgabe des Landessenesates für Unterrichtswesen. Budapest, 1943. 156 S.

Vorliegendes Werk des bekannten und verdienten Privatdozenten für Geschichtsphilosophie an der Universität Budapest erschien als Bd. 4 der Reihe »Kinder- und Jugendkunde« der »Bibliothek der Nationalerzieher«. Es soll zunächst zur Fortbildung des ungarischen Lehrstandes dienen und enthält eine in bestem Sinne wissenschaftliche Einführung in die neuesten Ergebnisse der Charakterologie. Nach der Struktur, Erkenntnis und Entwicklung der Persönlichkeit behandelt Verf. die Arten der Beobachtung des Charakters sowie die Aufgaben des Erziehers in der Charakterentwicklung. Besondere Beachtung verdient Kapitel II, »Die Erkenntnis der Persönlichkeit«, in dem neben Problemen der Typologie und Graphologie die Wartegg- und Rohrschach-Proben sowie das Genotest Szondis eingehend erörtert werden. Das vorzügliche Buch ergänzt ein reichhaltiges Schrifttumsverzeichnis.

GESCHICHTE DER REISE IN UNGARN (*A honi utazás története*). Von Gyula Antalffy. Athenaeum-Verlag, Budapest, o. J. (1943). 272 S. Mit 70 Abbildungen und 2 Karten.

Der fesselnde und lebendige Band, der die Geschichte des Verkehrswesens in Ungarn von der Landnahme bis zur Eisenbahn behandelt, erschien in der Reihe »Ungarische Schicksalsfragen« nach den Arbeiten von Franz Erdei, Franz Fodor, Ludwig Kiss und Margarete Luby. Die einzelnen Kapitel, »Das Pferd und die Kutsche«, »Wagen und Post«, »Reisen in der Osmanenwelt«, »Die Delischanze und das Vorgespann«, »Der Schnellpostwagen der Biedermeierzeit«, »Die Welt der Csárda« und »Das Ende des Postwagens« geben ein überzeugendes Bild der eigenartigen Welt, die das Ungartum auch in diesem Bereich seiner kulturellen Entwicklung als besondere Farbe in der großen europäischen Gemeinschaft vertritt. Das zitatenreiche Buch, das sich streng an die Quellen hält, verdient sowohl seinem Gegenstande als auch der fesselnden Darstellungsart nach die Aufmerksamkeit auch des ausländischen Lesers, der die unverfälschte und eigenartige Welt des Ungartums auch in ihren Einzelheiten kennen lernen will.

UNGARISCHE SOZIOGRAPHIE (*Magyar szociográfia*). Von *Johann K. r-tész*. Ausgabe des Tömörkény Literarischen Vereins, in Kommission bei R. Gergely. Budapest, 1943. 80 S.

Der bekannte Soziograph und Bibliograph — Jahre hindurch Sekretär des Soziographischen Institutes von Prof. Krisztics — berichtet in diesem Bändchen über die soziographischen Forschungen des Auslandes, namentlich der Nachbarländer, über die soziographischen Institute Ungarns, über das neue ungarische Schrifttum zur Soziographie und über die Entwicklung der ungarischen Volksforschung von Tömörkény bis Paul Teleki. Eine reiche, doch nicht vollständige Bibliographie ergänzt die Ausführungen des Verfassers.

DER KANAL DES KAISERS (*Császár csatornája*). Von *Michael Majtényi*. Verlag »Magyar Irás«, Budapest, o. J. (1944), 232 S.

Das Buch ist der Roman des von der Osmanenherrschaft befreiten, zu neuem Leben erwachenden ungarischen Südens. Die von niemandem gekannte, auf den alten Wiener Karten als »K. u. K. Morast« bezeichnete Landschaft wurde durch den Einfall des genialen ungarischen Ingenieurs Josef Kiss fast zum gelobten Land verwandelt. Es gelang ihm durch die Vermittlung des Thronfolgers Franz bei Kaiser Leopold II. die Konzession zu einem Kanalbau zu erhalten, der die Donau und die Theiß verbinden sollte. Im Sommer 1795 begann man mit dem Bau des »Kanals des Kaisers« unter Heranziehung von Arbeitermassen aus den Donaulandschaften und dem Balkan, und erst in zehn Jahren gelang es die Arbeit unter großen Schwierigkeiten zu vollenden — wie dies so oft geschieht — um den Preis einer persönlichen Tragödie des Anregers und Ausführers Josef Kiss. Der spannungsvolle Roman, der auch zum Film gut bearbeitet werden könnte, würde gewiß auch den ausländischen Leser fesseln.

DAS MOSAIK (*A mozaik*). Von *Desider Dercsényi*. Officina-Verlag, Budapest, 1943. 30 S. Mit 32 Bildtafeln, darunter 4 mehrfarbigen Bildern.

Das Buch des Universitätsassistenten Desider Dercsényi gibt eine lichtvolle Darstellung der Geschichte und Entwicklung der gerade in unseren Tagen wieder aufblühenden Mosaikkunst, die gewiß einer der eigenartigsten Zweige der

Bildkunst ist und gleichsam eine Synthese von Malerei und Skulptur darstellt. Das Werk gliedert sich als Band 18 in die Reihe »Ars Mundi« des Verlages Officina ein und erschien in der gediegenen und geschmackvollen Ausstattung, die sämtliche Veröffentlichungen dieses Verlages kennzeichnet.

IM TORE DES SÜDENS (*Dél kapujában*). Von *Andreas Lévaý*. Ausgabe der Szenteleky-Gesellschaft, o. O. und J. (Budapest, 1943), 178 S. Mit Abbildungen.

Dieses Bändchen des tüchtigen Leiters der Stadtbibliothek von Szabadka, das die Welt der ungarischen und anderen Siedlungen der Batschka erschließen will, setzt die Arbeit der Reihe »Entdeckung Ungarns« für Volks- und Dorfforschung fort. Die Batschka, die einerseits als ungarisches Kanaan, andererseits als ungarischer Friedhof bezeichnet wurde, ist jene Landschaft des Südostens, dem im Laufe der letzten fünf Jahrhunderte vielleicht das bewegteste Schicksal zuteil wurde und das das bunteste volkliche Bild zeigt. Diese älteste Landschaft des Kernungartum, die sich im Laufe der Zeit mit anderen lebensfähigen Völkerschaften vermischt, trat aus dem vegetativen Dasein nur selten durch einen hervorragenden Vertreter hervor. Verfasser selbst ist gleichfalls ein Sproß dieses Bodens, ein Bauernsohn, der sich freilich zunächst ungarischem Schicksal zuwendet. Indessen fesselt ihn über die Monographie der 12 ungarischen Dörfer auch das Schicksal der Bunjewazen, des bedeutendsten Volksstammes dieser Landschaft.

MARGARETE KAFFKA: SÄMTLICHE GEDICHTE (*Kaffka Margit Összes Versei*). Herausgegeben von *Nikolaus Radnóti*. Franklin-Verlag, Budapest, 1943. 173 S.

Die größte ungarische Dichterin, eine Zeitgenossin von Ady, Babits und Móricz, trat zunächst wohl als Erzählerin hervor, doch verdienen auch ihre feinen lyrischen Gedichte Aufmerksamkeit. Die Dichterin stimmt in ihren ungebunden schwungvollen, meist in freien Rhythmen abgefaßten Gedichten stets einen persönlichen Ton an, der nicht selten an die besten Leistungen der deutschen Frauenlyrik gemahnt. Von den Gedichten der ungarischen Dichterin, die eine von tiefer Menschlichkeit durchdrungene, eigenwillige Frauenseele unvermittelt

enthüllen, wird demnächst auch unsere Zeitschrift mehrere Proben veröffentlichen.

FERNE LÄNDER, ABENTEUERLUSTIGE UNGARN (*Messe országok, kalandos magyarok*). Von *Josef Kerekes-házy*. »Nemzeti Könyvtár« Nr. 69. Budapest, o. J. (1943), 64 S.

Der unermüdliche Forscher und Darsteller des Schicksals der Auslandsungarn erzählt auch in seinem neuem Werk den Lebenslauf von mehreren bisher unbekanntem eigenartigen Ungarn, die die Welt bereisten und ihr Glück in der Fremde suchten. Er stellt das Leben von Ungarn dar, denen auf dem Boden Afghanistans, Irans, Ägyptens, Holländisch-Indiens, Japans, Mexikos u. a. m. zum Teil ein glänzender Aufstieg zuteil wurde.

BARON NIKOLAUS WESSELÉNYI: AUSGEWÄHLTE WERKE (*Wesselényi Miklós Válogatott Munkái*). Zusammenge stellt und eingeleitet von *Stefan Gál*. Ausgabe der Gesellschaft für Ungarische Volksbildung. Budapest, o. J. (1944). 96 S.

Die erste Auswahl aus den Werken Wesselényis, die in 12.000 Exemplaren erschien, gliedert sich als Nr. 41 in die Reihe »Ungarische Klassiker« ein. Baron Nikolaus Wesselényi (1796—1850) neben Széchenyi und Kossuth die hervorragendste Gestalt der ungarischen Reformzeit, verdient vor allem als politischer Denker und Geschichtsphilosoph Beachtung. Der tatkräftige siebenbürgisch-ungarische Staatsmann von umfassender literarischer und geschichtlicher Bildung, hinterließ eine Fülle von kostbaren Zeugnissen ungarischer Selbsterkenntnis und Selbstkritik, außerdem aber verdienen seine Betrachtungen über die internationale Stellung und Weltlage des Ungar tums von allgemein-mitteuropäischem Blickpunkt aus Aufmerksamkeit. Von besonderem Reiz ist sein Stil; man versteht Kossuth, der über die Schreibart Wesselényis bemerkte: »In jedes seiner Worte zwingt er Zentnerkräfte«.

KUPFERGELD. EIN ROMAN AUS SIEBENBÜRGEN. Von *Rosa Ignác*. Aus dem Ungarischen von *Artur Satternus*. Verlag Hallwag, Bern, o. J. (1943). 424 S.

Dieser Roman, der uns im Rahmen der abenteuerlichen Geschichte einer wand ernden Schauspielertruppe die Kämpfe und Leiden der siebenbürgisch-ungari-

schen Gesellschaft erschließt, führt uns in die leidensvollen Jahre des Ungar tums in Siebenbürgen nach dem ersten Weltkrieg. Eine Fülle von Landschaftsbildern, Gesellschaftsschichten und menschlichen Typen schließen sich um die Haupthandlung zusammen. Die Sprache der Erzählerin hat wohl eine besondere siebenbürgische Abfärbung, doch ist sie nicht von der Eigenwilligkeit der Erzähler des Szekler tums, etwa Nyiró und Tamási, sondern paßt sich mehr dem gemeineuropäischen bürgerlichen Erzählungsstil an. Gewiß wird sich das ausländische Publikum mit Aufmerksamkeit der hochwertigen ungarischen Erzählerin zuwenden, deren Werk von Ar tur Satternus, dem Schriftleiter des Berner »Bundes« mit liebevollem Verständnis ins Deutsche übertragen wurde. Für die herrliche Ausstattung des Bandes verdient der Verlag alle Anerkennung.

HEGELS PHÄNOMENOLOGIE (*Hegel phaenomenológiája*). Von *Ladislau s Horkay*. Acta Universitatis Szege diensis, Section philosophica curant C. Bognár, J. Halasy-Nagy, J. Mester. Szeged, 1943. Universitate Litterarum Regia Hungarica a Nicolao Horthy Nomina ta fundoque Rothermeriano adiuvantibus edidit Sodalitas Amicorum Universitatis. Szeged, 1943. 139 S.

Verfasser will durch sein gediegenes Buch eine alte Schuld der ungarischen Philosophie abtragen. Hegel war auf das ungarische Denken von tiefgehendem Einfluß, der in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts mit einem leidenschaftlichen Streit über seine Lehre einsetzte und namentlich für die Ausbildung der ungarischen philosophischen Terminologie von hoher Bedeutung war. Leider erschien bisher kein Werk, das seine Philosophie in ungarischer Sprache systematisch darstellte. Diesem Mangel abzuhelfen behandelt Verfasser eingehend die »Phänomenologie«, nach seiner Ansicht das genialste Werk Hegels, da sie im Keime das gesamte Denksystem in glänzender, geistvoller Darstellung enthält. Sie ist weder Wissenschaftslehre, noch Rechtsphilosophie oder Religionsphilosophie, sondern »das ganze System in einer besonderen Gestalt« wie J. Hofmeister in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Werkes betont. Nach einer gründlichen Behandlung der Probleme über die Phänomenologie läßt Verfasser weitgehend das Werk selbst sprechen.

INHALT DES MAIHEFTES 1944.

DAS UNGARISCHE EUROPABILD ZWISCHEN ZWEI WELT- KRIEGEN. Von <i>Béla Pukánszky</i>	193
DAS INTERNATIONALE STATUT SIEBENBÜRGENS. Von <i>Eugen Horváth</i>	201
KALOTASZEG. Von <i>Eugen Szentimrei</i>	210
SZEDED, DIE STADT MIT DEM JANUSGESICHT. Von <i>Stefan Sötér</i>	217
ZSUZSÁNNA IN KLAGENFURT. Erzählung von <i>Sigmund Móricz</i>	220
EIN ECHTER SZEKLER. Erzählung von <i>Josef Nyiró</i>	225
STOSSGEBET. Gedicht von <i>Daniel Berzsenyi</i> , übersetzt von Nikolaus Balogh.....	229
VANITATUM VANITAS. Gedicht von <i>Franz Kölcsey</i> , übersetzt von Friedrich Lám	230
DIE THEISS. Gedicht von <i>Alexander Petöfi</i> , übersetzt von vitéz Georg Dieballa von Fehérvár.....	232
MEINEM SOHNE. Gedicht von <i>Johann Arany</i> , übersetzt von Ladislauš Torkos	234
BÜCHERSCHAU	236

MITARBEITER DIESES HEFTES:

- Dr. *Béla Pukánszky*, o. ö. Professor an der Kön. Ung. Stefan Tisza
Universität in Debrecen, Hauptschriftleiter dieser Zeitschrift.
- Dr. *Eugen Horváth*, o. ö. Professor an der Kön. Ung. Technischen und
Wirtschaftswissenschaftlichen Universität in Budapest.
- Eugen Szentimrei*, kön. ung. Major, Schriftleiter, Kolozsvár—Sztána.
- Dr. *Stefan Sötér*, Schriftsteller, Szeged—Budapest.

UNSERE DICHTER:

- Sigmund Móricz* (1879—1942), der größte Erzähler der neuen ungarischen
Dichtung, Erneuerer der volkhaften Erzählung.
- Josef Nyiró*, siebenbürgischer Erzähler und Dramatiker. Deutsch er-
schienene Erzählungsbände: »Mein Volk«, »Die Schneeberge«,
»Der Uza«, »Die Totenpfähle«, »Im Joche Gottes«.
- Daniel Berzsenyi* (1776—1836), Dichter des ungarischen Adels in anti-
kisierendem Stil.
- Franz Kölcsey* (1790—1838), romantischer Dichter und politischer Denker,
Dichter der ung. Nationalhymne.
- Alexander Petöfi* (1823—1849), der größte ungarische Lyriker, dessen
Dichtungen auch in deutscher Sprache in zahlreichen Über-
setzungen zugänglich sind.
- Johann Arany* (1817—1882), der größte ungarische Dichter des 19.
Jahrhunderts.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: *Béla Pukánszky*.

442408. — Athenaeum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor Anton Kárpáti.

MITARBEITER DER ZEITSCHRIFT „UNGARN“

- Aggházy, vitéz Kamilló
András, Karl
Angyal, Andreas
Arató, Stefan
Asztalos, Nikolaus
Áprily, Ludwig
Bakó, Elemér
Bálint, Alexander
Balogh, Jolantha
Balogh, Nikolaus
Baross, Gabriel
Baross-Drucker, Georg
Barta, Stefan
Bartalis, Johann
Baumgarten, Alexander
Becht, Rudolf
Becske, vitéz Koloman
Berda, Josef
Berde, Maria R.
Berg, Lily
Berkó, vitéz Stefan
Bédi, Emmerich
Bikkal, Dénes
Bisztray, Gyula
Bókay, Johann
Boldizsár, Iwan
Bónis, Georg
Borotvás-Nagy, Alexander
Bödey, Koloman J.
Brodszky, Franz
Buócz, Elemér
Csuka, Zoltán
Deér, Josef
Dénes, Eugen
Dezsényi, Béla
Dieballa, vitéz Georg
Divéky, Adrian
Dudás, Koloman
Elekes, Ludwig
Entz, Géza
Erdei, Franz
Erdélyi, Josef
Erdős, Eugen
Fábián, Stefan
Falu, Thomas
Farkas, Julius
Fettich, Nándor
Fitz, Josef
Galamb, Alexander
Gáldi, Ladislaus
Garzuly, Gyula
Gerlótei, Eugen
Glatz, Oskar
Guillaume, Árpád
Gulyás, Paul
Gunda, Béla
Györgypál-Eckert, Irma
Hadrovics, Ladislaus
Haidekker, Alexander
Halász, Előd
Hamvas, Béla
Hankiss, Johann
Hantos, Ladislaus
Haraszti, Emil
Hegyaljai-Kiss, Géza
Hlatky, Andreas
Hlaváts, Elinor
Hoffmann, Edith
Hóman, Bálint
Horváth, Elek
Horváth, Eugen
Huszovszky, Ludwig
Illés, Andreas
Illyés, Gyula
Ivánka, Endre
Jajeczay, Johann
Jancsó, Elemér
Jékely, Zoltán
Jócsik, Ludwig
Julier, Franz
Kádár, Nikolaus
Kállay, Nikolaus
Kálmán, Mária
Kemény, Johann
Kerekesházy, Josef
Keresztúry, Desider
Klivényi, Ludwig
Koczogh, Ákos
Kodolányi, Johann
Komán, Andor
Kovács, Endre
Kovács, Johann
Kovács, Ladislaus
Kovalóczy, Rudolf
Kovalovszky, Nikolaus
Lakatos, Stefan
Lám, Friedrich
László, Gyula
Ligeti, Ludwig
Makay, Gustav
Makkai, Alexander
Makkai, Ladislaus
Markó, Árpád
Mályusz, Elemér
Márai, Alexander
Márkósz, Ilona

Máthé, Alexius
Mátyásfalvy, vitéz Erich
Mécs, Ladislaus
Mérey, vitéz Ladislaus
Mesterházy, Eugen
Mészároviás, Erich
Mészároviás, Tibor
Molter, Karl
Moravek, Andreas
Móricz von Tecsó, vitéz Koloman
Nagy, vitéz Iwan
Nadányi, Zoltán
Némédi, Ludwig
Németh, Anton
Németh, Ladislaus
Németh, vitéz Ludwig
Németh-Sebestyén, Irene
Nyíró, Josef
Oberding, Josef Georg
Ortutay, Gyula
Ottó, Franz
Padányi-Gulyás, Eugen
Paikert, Géza
Paku, Emmerich
Palóczy, Edgar
Papp, Anton
Pataky, Maria
Podmaniczky, Tibor
Pukánszky, Béla
Pukánszky-Kádár, Jolantha
Rätz, Ernst
Reményi, Laura
Reitter-Podhradszky, Elsa
Renk, Ernst
Rédvay, Stefan
Révay, Josef
Rohringer, Alexander
Rónay, Georg
Roß, Hildegard
Ruisz, Rudolf
Ruttkay, Ladislaus
Schmidt-Szendró, Adrienne
Schöpflin, Aladár
Seléndy, Andor
Simay, Caesar
Simonyi, Lia

Sinka, Stefan
Sipos, Alexander
Somlai, Michael
Soó von Bere, Rudolf
Stolpa, Sára
Suhay, Emmerich
Surányi-Unger, vitéz Theo
Szabédi, Ladislaus
Cs. Szabó, Ladislaus
Szabó, Lorenz
Szabó, Paul Zoltán
Szabó, Stefan
Szarka, vitéz Géza
Szegi, Paul
Székácsy, Nikolaus
Székely, Georg
Szeksfű, Gyula
Szemlér, Franz
Sziklay, Ladislaus
Szilády, Zoltán
Szilágyi, Ladislaus
Szinyei Merse, Eugen
Szurovy, Géza
Tamási, Aaron
Tasnádi Nagy, Andreas
Tavaszy, Alexander
Thienemann, Theodor
Thurzó, Gabriel
Tompá, Ladislaus
Tóth, Ervin
Tóth, Ladislaus
Tóth, Nikolaus Ladislaus
Török, Béla
Török, Sophie
Váczy, Peter
Vályi Nagy, Géza
Vargyas, Ludwig
Varsányi, Matthias
Vayer, Ludwig
Venczel, Josef
Wass, Graf Albert
Weöres, Alexander
Werde, Friedrich
Wick, Béla
Willer, Josef
Zathureczky, Gyula

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von kön. ung. Oberregierungsrat Generalsekretär Prof. *Alexander v. Kibédi Varga* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift **UNGARN** vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende **SCHRIFTENREIHE** das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschland und Ungarn fördernd und vertiefend mitwirken. Preis je P 1.—

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE:

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet-európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet).
2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a multban és jelenben Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart).
3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander).
4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft).
5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese).
6. *Freisler, R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa).
7. *Strölin, K.*: Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung).
8. *Von Tschammer und Osten*: Testnevelés békében és háborúban (Leibesziehung in Krieg und Frieden).
9. *Schwerin von Krosigk L. gróf*: Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung).
10. *Storm, E.*: Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft).
11. *Pukánszky, B.*: Mozart.
12. *Hofmann, Fr.*: A széntől a mûgumiig (Von der Kohle zum Kautschuk).
13. *Paikert, G.*: Ahogyan egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht).
14. *Harmjanz, H.*: Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur).
15. *Löbner, W.*: A pályaválasztás irányítása és a szakmai nevelés a mai Németországban (Berufslonkung und Berufserziehung im gegenwärtigen Deutschland).
16. *Franz, E.*: U. S. A., Japán, Anglia (U. S. A., Japan, England).
17. *Von Jagow, D.*: A Führer rohamosztaga (SA des Führers).
18. *Freyer, H.*: Nagy Frigyes. Történelmi arckép (Friedrich der Große, ein historisches Portrait).
19. *Scheel, A. G.*: A német diákság (Das deutsche Studententum).
20. *Von Tasnádi Nagy, A.*: A magyar alkotmány szelleme (Der Geist der ung. Verfassung).
21. *Dill, G.*: Württemberg és gazdasága (Südwestdeutsche Wirtschaftsfragen).
22. *Berber, Fr.*: Az amerikai semlegesség változásai (Wandlungen der amerikanischen Neutralität).

UNGARISCHES SOLDATENTUM

896—1914

Von *Árpád Markó*

410 Seiten RM 17.—, P 24.—

UNGARISCHE
SOLDATENBRIEFE

Herausgegeben

von *Alexander Kozocsa*

204 Seiten Im Erscheinen

DER UNGARISCHE SOLDAT
IM ERSTEN WELTKRIEG

Von *vitéz Ludwig Németh*

22 Seiten RM 3, P 5.—

DEUTSCH-UNGARISCHE
BEGEGNUNGEN

Herausgegeben

von Prof. *Béla Pukánszky*

222 Seiten RM 6.50, P 9.—

UNGARN UND
DIE NACHBARVÖLKER

Mit einer Einleitung

von Prof. *Gyula Miskolczy*

254 Seiten RM 12.—, P 18.—

UNGARISCHE STÄDTEBILDER

Mit einem Vorwort

von Prof. *Johann Hankiss*

406 Seiten RM 16.50, P 28.—

UNGARISCHES VOLK,
GESCHICHTE UND
WANDLUNGEN

Von Prof. *Stefan Szabó*

328 Seiten RM 10.—

DAS UNGARISCHE VOLKSLIED

Von *Jenő Petneki*

37 Seiten RM 2.—

DIE UNGARISCHE
VERFASSUNG

Von *Stephan v. Csekey*

Ca 240 Seiten RM 4.50, P 6.—

GESCHICHTE UNGARNS

Von *Paul Török*

UNGARISCHE SOZIALPOLITIK

Von *Dénes Bikkal*

101 Seiten RM 4.50, P 6.—

DIE UNGARISCHE MUSIK

Von *Zoltán Kodály* und *Dénes Bartha*

114 Seiten RM 4.50, P 6.—

SIEBENBÜRGEN —
EIN BILDERBUCH

Farbbilder von *Michael Erdödi*

Einleitung von *László Cs. Szabó*

118 Seiten RM 13.50, P 18.—

SIEBENBÜRGEN
IM AUFBAU DER
UNGARISCHEN KULTUR

Von Prof. *László Gáldi*

101 Seiten RM 4.50, P 6.—

DIE GESCHICHTE
SIEBENBÜRGENS

Von Prof. *Jenő Horváth*

209 Seiten RM 6.50, P 9.—

SIEBENBÜRGEN
UND SEINE VÖLKER

Herausgegeben

von Prof. *Elemér Mályusz*

322 Seiten Hbl. RM 9.80, P 14.—

KOLOZSVÁR — KLAUSENBURG

Herausgegeben von *Ladislav*

Makkai und *Emil Vásárhelyi*

170 Seiten RM 12.—, P 18.—

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG—MILANO